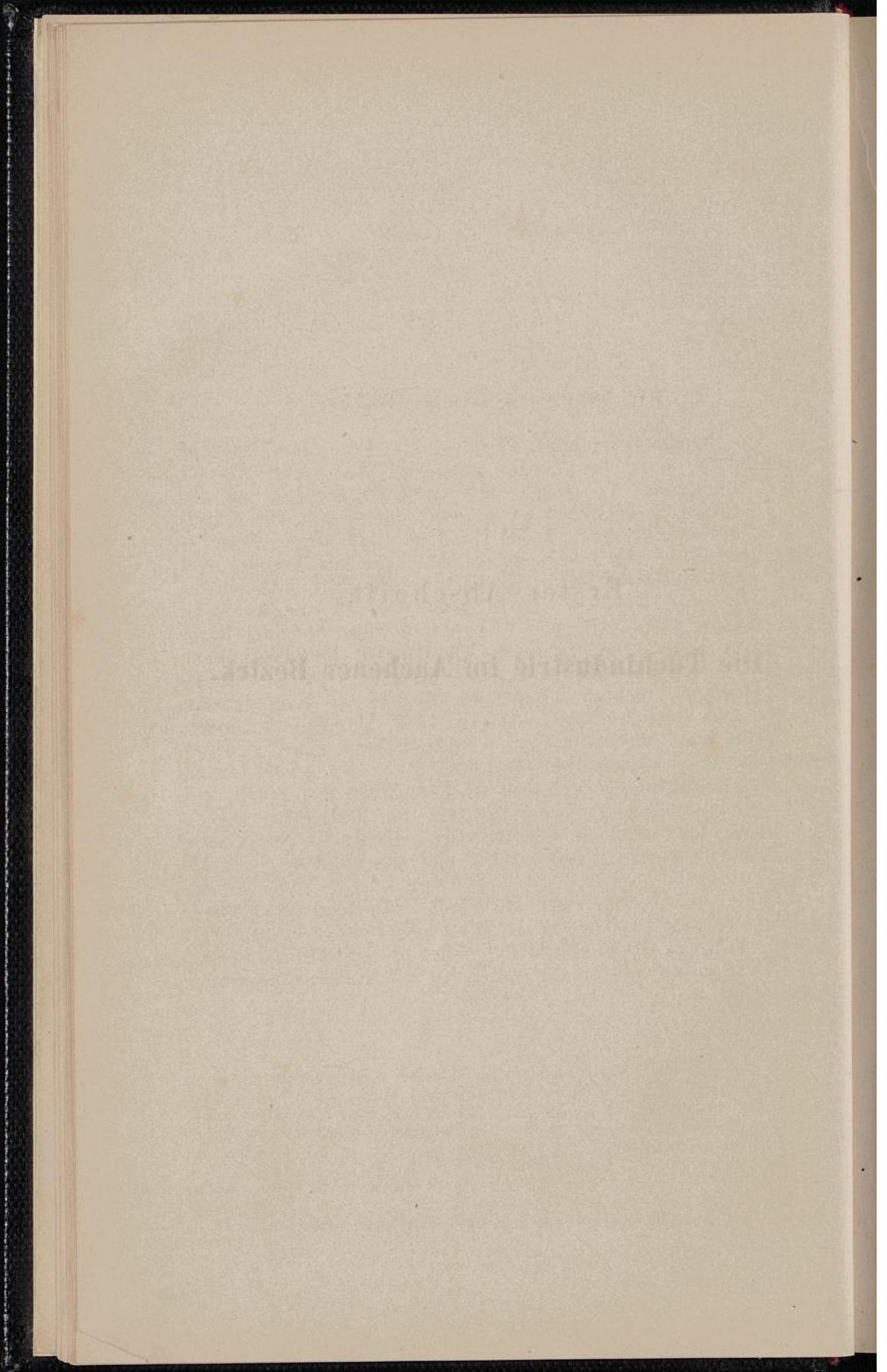


Erster Abschnitt.

Die Tuchindustrie im Aachener Bezirk.



I. Die handwerksmässige Weberei ¹⁾.

Die handwerksmässige Weberei ist kein Handwerk im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen. Zwar hatten beide das Gemeinsame, im Hause, mit einfachen Werkzeugen und ganz selbständig betrieben zu werden; der wesentliche Unterschied bestand darin, dass das Handwerk auf den localen Bedarf beschränkt, die handwerksmässig betriebene Weberei aber eine arbeitsgetheilte Industrie war, welche ihren Absatz im Grossen fand. Freilich war es noch kein Weltmarkt, über welchen im XII., XIII. und XIV. Jahrhundert sich die Kaufgeschäfte erstreckten; es waren die Märkte und die grossen Messen in den Rheinlanden und die Seehäfen, wo die Tücher ihre Abnehmer suchten. Immerhin war es ein Massenabsatz, nicht nach individuellen, sondern nach Massenbedürfnissen, welchem eine Massenproduction entsprechen musste. Diese bedurfte einer einheitlichen Leitung. Beim Frohnhofsbetriebe standen Arbeiter wie Capitalien im Eigenthum des Herrn, und seine Beamten gaben der Wirthschaft die Zielpunkte an; — das Band der Unfreiheit war zerrissen, die grosse Firma hatte liquidirt, es war ein neues Band und eine neue Firma nothwendig.

Diese neue Firma war die Stadt, das neue Band waren die Reglements, welche die städtische Behörde oder später in ihrem Auftrage die Zunft erliess. Und es bedurfte eines starken Bandes, um alle die kleinen Leute zur Einheit zusammenzufassen.

¹⁾ Die Literatur über Aachens Geschichte siehe bei Loersch: Aachener Rechtsdenkmäler 1871. — Haagen: Geschichte Aachens 1874. — Einzelne Urkunden im Stadtarchiv zu Aachen, bei dessen Benutzung Herr Stadtarchivar Kaentzeler mir mit dankenswerther Liebenswürdigkeit behülflich gewesen ist. — Bergrath: Das Wollenamt zu Goch in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein, V. Heft, S. 90 — 136 und VI. Heft, S. 40 — 43. — Heidemann: Die Statuten des Wollenamts zu Wesel in der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 1873, S. 77 ff. — Zahlreiche Statuten im Düsseldorfer Staatsarchiv: Cleve-märkische Städte, Acta 12.

Die Decentralisation, wie sie historisch entstanden war, entsprach durchaus der wirthschaftlichen Lage; nur so war die Capitalansammlung bei den Einzelnen auf das Geringste beschränkt: Werkstätte und Wohngemach waren innig verschmolzen, die Productionsmittel und Werkzeuge von geringer Bedeutung, und die Arbeitskraft, auf welcher ja der Hauptwerth des Products beruhte, wurde am intensivsten ausgenutzt, wenn ein jeder den Erfolg seiner Mühen auch selbst genoss. Für die Arbeiten, welche grösseren Raum beanspruchten, hatten die reicheren Meister in der Nähe ihrer Wohnungen oder in ihren Gärten vor der Stadt, da sich häufig noch Ackerbau und Gewerbe traulich vereinten, Plätze für Trockenrahmen, Bleichen und Zubehör, oder sie pachteten wie in Wesel das Terrain der Festungswerke zu ihren Zwecken.

Wo jedoch grössere Capitalien nöthig waren, da reichte der Besitz Einzelner nicht aus; die grösseren gewerblichen Anlagen waren öffentliches Eigenthum und gehörten der Stadt oder der Zunft, theils weil nur diese Corporationen ein genügendes Vermögen besaßen, theils weil sie dadurch eine Controle über die gesammte Fabrikation ausübten. In Goch z. B. pachtete in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts die Stadt aus letzterem Grunde die einzige Walkmühle, welche es in den Aemtern Goch und Moudie gab, und setzte durch Zunftstatut fest, dass der Mühlenmeister kein fremdes Tuch walken dürfte, so lange Bürger der Stadt dort Laken zum Walken hätten; dadurch wurde die Concurrenz unzünftiger Weber vermieden. In Düren und Aachen werden als öffentliche Gebäude die Wollküche, die Tuchhallen und das Walkhaus aufgeführt.

Es war in der Hauptsache eine Masse nebeneinander stehender Kleinmeister mit beschränkter Erfahrung und Auffassung, ohne Ueberblick über den Bedarf und die Anforderungen des Marktes; hätte diese Masse fabricirt und gehandelt nach Gutdünken, so wäre nicht allein eine Verschiedenheit der Waaren, welche allen Grosshandel, die Grundlage einer jeden Industrie, unmöglich gemacht hätte, sondern auch eine Verschlechterung derselben eingetreten, die den Ruf der Firma, in diesem Falle der Stadt, ruinirt hätte. Der Name des einzelnen Kleinmeisters galt noch nichts; für ihn trat die Stadt mit ihrem Namen ein, und sie war nun auf das höchste interessirt an dem guten Rufe ihrer Waaren. Zudem waren die Grosshändler Patricier; theils sassen sie selbst im Rathe, theils hatten sie ihre Anverwandten in demselben; sie machten ihren Einfluss geltend auf den Erlass gleichmässiger Vorschriften, damit ihnen der Handel ermöglicht, ihr Erwerb vergrössert werde.

So wurde der leitende Wille des Frohnhoftes ersetzt durch

eine andere Autorität, sei sie die des städtischen Rathes oder Vogtes oder später der Zunft. Und gerade das elementarste Erforderniss einer in grösserem Style arbeitenden Industrie, die Technik, ist es, welche wir zuerst und am ausführlichsten in den frühesten Urkunden, die uns über das Gewerwesen aufbewahrt sind, behandelt finden, so in den ausführlichen Reglements des Wollenamts zu Wesel vom Jahre 1329, zu Goch aus dem XIV. Jahrhundert und zu Aachen vom Jahre 1387. Besonders in der Textilindustrie zeigte sich die Ordnung der Technik zuerst, und damit tritt der Unterschied gegen das eigentliche Handwerk zu Tage. Die Producte des Schusters und Schneiders gelangen direct in die Hand des endlichen Consumenten; dieser ist, wie Käufer aus erster Hand, so auch persönlicher Kritiker der Waare, welche sich nach seinem persönlichen Geschmack und Bedürfniss richtet. Specielle Vorschriften können hier nicht gegeben, höchstens allgemeine Visitationen veranstaltet werden; die entscheidende Controle übt der Consument selbst aus. Dagegen gelangen die Gewebe in die weite Welt, gehen ballenweise uneröffnet von Handelsmann zu Handelsmann; da sind Garantien nothwendig, um den Grosshandel zu ermöglichen, um den guten Ruf der Firma, der Stadt, zu begründen.

Die Wolle betreffend, wurde der Ankauf einzelner schlechter Sorten zum Zwecke, Tücher daraus zu machen, ganz verboten; andere Sorten mussten speziell besichtigt und die Käufer konnten gezwungen werden, sie wieder auf den Markt zurückzubringen. Das Kratzen der Wolle war untersagt; sie musste gekämmt werden, und die Kämme waren gleichfalls vorgeschrieben. Breite, Länge und Güte des Tuches waren bestimmt, die Leisten angegeben und das Vermischen guter Wollsorten mit schlechten oder mit Flachs nicht gestattet. Schlechtes Falten, Rauhen, Noppen und Färben war mit Strafen belegt, die Technik des Färbens vorgeschrieben.

Die Durchführung so weitgehender Bestimmungen erforderte eine genaue und mehrfache Controle. Die Einleger hatten die Wolle zu revidiren und verwiegen zu lassen, wobei alle Wollhändler sich des gleichen Gewichts bedienen mussten; sie achteten darauf, dass nicht schlechtere mit besseren Wollsorten vermischt wurden, auf den Eid des Händlers; nasse, filzige und schmutzige Wolle durfte nicht eingelegt werden. Die Stockträger hatten die Tücher auf Webstuhl und Trockenrahmen zu controliren und sich zu überzeugen, dass die gehörige Anzahl Garnstränge verwebt worden war und die Gewebe die gesetzliche Breite und Länge hatten. Alle einzelnen Prozesse, wie Trocknen, nach Hause tragen, Waschen und Walken, unterlagen der Beaufsichtigung, welche in Aachen dadurch erleichtert wurde, dass es besondere Häuser für das Ausrecken

und Walken gab. Waren die Tücher ganz fertig, so wurden sie einer endlichen Revision unterworfen und von den Beamten gesiegelt; auch der Fabrikant musste das Tuch mit seinem Zeichen versehen. Das Siegel der Stadt war die renommirte Marke, unter welcher sich die fertige Waare den Markt eroberte, der Stempel der Fabrikanten nur das Erkennungszeichen, um die zu spät ertappten Waarenfälscher doch noch nachträglich zu entlarven. Machte Jemand nachgewiesenermaassen „falsch“ Gewand, so sollten der Meier und die Beamten gemeinschaftlich das Tuch auf dem Hofe vor der Wollküche verbrennen lassen und ihre Hand an sein Hab und Gut legen, dessen eine Hälfte dem Meier, die andere den Beamten zufiel. Um jeden Unterschleif zu verhüten, durfte keiner seine Tücher im eigenen Hause verkaufen, sondern nur im Gewandhause oder in den beiden Ausschneidehäusern. Durch diese Hallen erhielt die Tuchschaue erst recht das nöthige Ansehn; Unerfahrene konnten im Kaufe nicht getäuscht und durch die Feststellung der Preise auch nicht übervorthelt werden. Die Aufsichtsbeamten mussten in Aachen monatlich wechseln.

Wie der technische Betrieb durch eingehende Vorschriften geregelt war, um den Absatz sicher zu stellen, so machte die decentralisirte Betriebsweise durch Kleinmeister auch gewisse sociale und wirthschaftliche Vorschriften nothwendig. Hätte eine völlig ungezügelter Concurrenz unter ihnen geherrscht, so hätten sie sich gegenseitig aufgerieben. Daraus folgte die Beschränkung der Meister auf Einheimische und die Forderung einer technischen Bildung. So wurden in Wesel nur Leute aus dem Lande Cleve oder Dinslaken aufgenommen und von den Lehrlingen eine vier-, von den Gesellen eine zweijährige Dienstzeit gefordert. In Aachen durften nur die Bürger Tuch machen; wenn Kämmerinnen ausserhalb Aachen kämmen gingen oder wenn in Aachen oder ausserhalb der Stadt Jemand Wolle kämmt, der kein Recht zum Tuchmachen hatte, sollte er ein ganzes Jahr sein Handwerk verlieren und ausserdem noch Strafe zahlen. Auch war den Webern vorbehalten, das „Stadtwerk“ zu machen; das einfache Landwerk, welches keine Leisten am Saume tragen durfte, war in Goch nur alle Vierteljahre einen Monat lang zu weben erlaubt, wenn kein Stadtwerk zu haben war, aber auch nur mit Erlaubniss des Amtes. Um ferner die Concurrenz zu einer gleichmässigen zu gestalten, war die Zahl der Arbeiterinnen wie die Arbeitszeit bestimmt. In Goch durfte kein Meister mehr als zwei Wollkämmerinnen beschäftigen, nur in der Zeit von St. Victor bis Weihnachten ein Lehrmädchen dazu nehmen. Dasselbst durfte keiner des Nachts weben, nicht vor 5 Uhr Morgens und nach 7 Uhr Abends, überhaupt nicht bei Kerzenschein und Lampenlicht. In Aachen ertönte um 11 Uhr Vormittags und um 9 Uhr

Abends eine Glocke, auf deren Läuten alle Tucharbeiten eingestellt werden mussten.

Die Weberei war also eine arbeitstheilige Industrie, und zwar hatte sie im XIV. Jahrhundert den Zeitpunkt erreicht, wo die Hülfgewerbe, wie Wollwäsche, Färberei, Tuchwalke, Woll- und Tuchhandel, vollständig entwickelt waren und zu gleicher Zeit die Spinnerei und Weberei noch in der Stadt betrieben werden konnten; ein Jahrhundert später wanderten die letzteren den niedrigeren Löhnen nach auf das Land hinaus. Daraus erklärt sich die grosse Ansammlung von Arbeitern wie von Capital und kaufmännischer Intelligenz, und zwar — ich betone es — in der damals einzig bedeutenden Industrie, nicht im Handwerk selbst.

Durch zahlreiche Privilegien und Zollfreiheiten bevorzugt, gelang es den Aachener Kaufleuten, ihre Stadt zu grosser Blüthe zu erheben. Aachener Woll- und Tuchhändler hatten 1387 in Venedig und Antwerpen kostbare Lagerhäuser mit bequemen Aufenthaltsräumen für Handlungsreisende; ihr Lagergebäude wurde in letzterer Stadt das Haus von Aachen genannt. Aachen selbst war der Stapelplatz des gesammten deutschen Wollhandels; hier wohnten die Kaufleute, welche nicht allein aus der Nachbarschaft, sondern auch aus Hessen, Thüringen, Naumburg bis Meissen einkauften, die Wolle nach Hause schickten und sortiren liessen, um sie nach Artois und Brabant zu versenden. Und nicht allein aus diesen beiden Gegenden, sondern auch aus andern deutschen Ländern hielten Kaufleute in Aachen ihre Agenten, und ihr Handel gab gute Accisen. Die Arbeiter befanden sich auch wohl dabei; schon im Jahre 1135 galten die Weber als die hoffärtigsten und verwegenen Bursche; um ihren „unerträglichen Stolz“ zu demüthigen, ersann damals ein Bauer ein Schiffchen (in Anspielung auf das Weberschiffchen), welches er auf Räder stellte, und von einem Haufen leichtfertigen Pöbels begleitet, zwang er die Weber, das Schiffchen nach Aachen fortzuziehen.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts hatte Aachen den Höhepunkt seiner reichsstädtischen Blüthe erreicht; Wohlstand und Bevölkerung waren bis zum XIX. Jahrhundert nie grösser als zu jener Zeit. So viel Arbeiter, Capital und Intelligenz hatte aber sicher kein anderes Gewerbe aufzuweisen als die Tuchindustrie. Was war da erklärlicher, als dass bei den politischen Bewegungen, welche das XIV. und XV. Jahrhundert durchzuckten, die Tucharbeiter stets an der Spitze standen? Ihre Macht war um so bedeutender als sie in Zünften organisirt waren.

Seit wann in Aachen Zünfte existirt haben, ist unbekannt; wohl weiss man es aber von dem Nachbarorte Burtscheid, wo die Art ihrer Entstehung nicht uninteressant ist. Es erhob nämlich

dasselbst der Vogt von Frankenburg gewisse Heller von den gefertigten Tuchen; diese Abgabe lösten die Tuchmacher durch eine Summe Geldes ab und erhielten dafür im Jahre 1300 das Recht, von jedem das Gewerbe neu Beginnenden eine Mark zu erheben. Um diese Steuer leichter einziehen zu können, bildeten die Tuchmacher im Jahre 1306 mit Erlaubniss von Vogt und Aebtissin eine Brüderschaft; dieselbe erscheint also in fiscalischem Interesse gegründet.

Das erste Lebenszeichen der Aachener Zunft war eine Verordnung der Werkmeister und Geschworenen des Wollenamts vom Jahre 1387, welche die Technik des Gewerbes ordnete; sie war mit Wissen, Willen und Geheiss des Rathes erlassen. Die Competenzen jener Werkmeister und Geschworenen wurden vom Herzog von Jülich am 3. Februar 1406 genauer präcisirt. Sie bildeten in erster Reihe das Gericht für sämtliche Streitfälle innerhalb des Gewerbes, z. B. betreffend den Kauf und Verkauf von Waaren, Hilfsstoffen und Geräthen, betreffend die Lohnzahlungen, die Woll- und Garndiebstähle und sämtliche Vergehen, welche im Gewandhause, Walkhause und in der Wollküche begangen wurden, ausgenommen Todtschlag und Verwundung. Das Verfahren war ein einfaches: bekannte sich der Verklagte schuldig, so wies man ihn an, vor Sonnenuntergang Genugthuung zu leisten; bat er um Aufschub, hielt aber die Frist nicht ein, so verboten ihm die Werkmeister die Ausübung seines Gewerbes; arbeitete er dennoch weiter, so wurde er um fünf Schillinge gepfändet; liess er auch dann nicht von seiner Beschäftigung, so wurde er verwarnt, dass am nächsten Sonnabend auf dem Gewandhause ausgerufen werden würde, dass Niemand von ihm kaufen, ihm verkaufen, noch ihn arbeiten lassen dürfe in Sachen, die das Handwerk beträfen; half auch dieses Mittel nichts, so hatte der Kläger das Recht, vor Gericht zu gehen, und alle diejenigen, welche den Schuldner arbeiten liessen, ihm verkauften oder von ihm kauften, erlitten dieselbe Strafe. Ferner bildeten die Werkmeister und Geschworenen auch eine Verwaltungsbehörde: sie trafen die Anordnungen in Betreff der öffentlichen Gebäude, bestimmten die Technik und achteten auf deren Befolgung, setzten die Preise der Tücher für Bürger und Kaufleute fest und hatten zu verhüten, dass Jemand dem Andern die Trockenrahmen mit Bäumen überbaute.

Es gab also im XIV. Jahrhundert bereits eine Zunft in Aachen, in welcher alle zur Bereitung des Tuches irgendwie in Beziehung stehenden Handthierungen und Gewerbe vereinigt waren; aber sie war eine lediglich wirthschaftliche Verbindung, deren Organe nur die auf das Gewerbe bezüglichen Angelegenheiten zu richten und zu verwalten hatten. Die Werkmeister waren Patricier und wie die Beamten des Wollenamts vom Rathe ernannt; der Rath gab den Zünften ihre Statuten; zur

Aufnahme in dieselben war seine Zustimmung erforderlich; von irgend einer Autonomie und einem directen politischen Einfluss war keine Rede.

Diese politisch so untergeordnete Stellung der Zünfte wird erklärlich durch einen Blick auf die Verfassung der Stadt¹⁾. In Aachen herrschte bis zum Jahre 1450 ein Erbrath; die gesammte Rechtspflege und Verwaltung lag ausschliesslich in den Händen einiger weniger Geschlechter, und diese Oligarchen vermieden natürlich, neben sich eine selbständige Macht aufkommen zu lassen, welche ihnen hätte gefährlich werden können. Daher die Beschränkung der Zünfte auf das rein gewerbliche Gebiet und die Ernennung der wichtigsten Beamten durch den Rath, um den Geist der Zünfte zu beherrschen; daher die strenge Oberaufsicht und die geringe Selbständigkeit sogar in den eigenen Angelegenheiten. Die reichen Woll- und Tuchhändler gehörten theils selbst zum Patricierstande, theils hatten sie ihre Verwandten im Rath und im Werkmeistergericht; ihre Interessen waren hinlänglich berücksichtigt, und diese Klasse war damit abgefunden. Dagegen standen sämtliche Industrielle, die Webermeister, die gegen Lohn arbeitenden Meister und die Gesellen, also der Mittel- und der Arbeiterstand vereinigt, ausserhalb jedes Einflusses auf das städtische Regiment.

Diese Zustände erhielten sich, bis die Schuldenlast der Stadt sich häufte und ein Deficit in den Finanzen sich einstellte, welches durch sehr bedenkliche Mittel, wie Leibrentenverkauf oder kurzfristige Anleihen, beseitigt wurde. Mehr und mehr wurde die Finanzverwaltung der Stadt Gegenstand bleibenden Misstrauens seitens derjenigen Bevölkerungsklassen, denen eine thätige Theilnahme an derselben versagt war. Die Schulden wuchsen derart, dass Aachener Kaufleute gefangen wurden für die Schulden ihrer Vaterstadt; die Beamten begnügten sich nicht mehr mit ihren Besoldungen, sondern suchten sich durch Sporteln zu bereichern; bei der jährlichen Verpachtung der Accisen und bei der Erhebung der Steuern duldete man Unterschleife, hielt durch Drohung und Bestechung die Pachtsummen niedrig und wandte sie dann Rathsmitgliedern zu, — kurz, die herrschenden Geschlechter zeigten sich nicht mehr ihrer schwierigen Aufgabe gewachsen.

Da ist es denn erklärlich, wenn schon in den Jahren 1348 und 1368 aufrührerische Bewegungen stattfanden, an deren Spitze die Weber und Walker standen, welche aber rasch unterdrückt wurden. Im XV. Jahrhundert hörten die Aufstände nicht auf; gleich das erste Jahr begann mit einem solchen, und wiederum waren es die Tuchmacher, welche durch

¹⁾ Loersch: Ueber die Ursachen und Folgen der Verfassungsänderung von 1428, in Haag. a. a. O. II, S. 542—606.

einen Anschlag am Walkhause zur Empörung gegen den Erbrath aufforderten. Obwohl die Aufrührer „nach wie vor“ hingerichtet wurden, blieb das Walkhaus der Sitz der herrschenden Unzufriedenheit, — sehr erklärlicherweise, denn es war das einzige fabrikähnliche Etablissement mit der zahlreichsten Ansammlung von Arbeitern, welche eine sehr schwere und nasse Arbeit mit ekelhaften Stoffen zu verrichten hatten.

Der denkwürdigste Aufstand brach im Sommer 1428 los, vielleicht verursacht durch die Erhebung einer directen Steuer; die Gemeinde wollte sie nicht nur nicht entrichten, sondern forderte auch Rechenschaft über die bisherige Verwaltung. Diesmal gelang es den Handwerkern durchzusetzen, dass der alte sich cooptirende Erbrath verstärkt wurde durch zwei ehrbare Männer aus jeder der neun Zünfte. Ferner wurden zwei wirthschaftliche Bestimmungen getroffen, nämlich dass das „grosse Mahlgeld“ auf Brotfrüchte abgeschafft und den Bürgern gestattet wurde, den Zinsgulden zu geben und zu nehmen. Durch letztere Erlaubniss wurde dem Handwerkerstande das Creditnehmen erleichtert; denn statt der früheren dinglichen Belastung, welche er aus Mangel an Grundbesitz nicht hatte bieten können, vermochte er nun durch regelmässige Zinszahlung die Capitalisten anzuziehen; andererseits konnte er sein Vermögen, welches vorzugsweise in Mobilienwerthen und in Baargeld bestand, nun am leichtesten und bequemsten verwerthen.

Bei diesen Massregeln blieb es nicht. Die Handwerker verübten einen Gewaltstreich und setzten einen neuen Rath ein. Nun benutzte jede Zunft die Gelegenheit, um ihre Missstände abzustellen. Charakteristisch für die Tuchmacher ist, dass sie die vom Rath ernannten Werkmeister und Beamten absetzten; die neuen hielten aber an den technischen Vorschriften und Controlmassregeln fest und versammelten sich in ihrer Art und Weise zu Gericht. Der neue Rath ging noch weiter; wie bei jeder Revolution beutete er den so leicht zugefallenen Besitz der Herrschaft rücksichtslos und selbstsüchtig aus, indem er die Erbzinzen, welche auf den Grundstücken lasteten, für ablösbar erklärte oder in den meisten Fällen gar aufhob. Dies Verfahren aber zerrüttete nicht allein die städtischen Finanzen, sondern namentlich die Vermögensverhältnisse der Patricier, welche ebenso wie jene ein sehr bedeutendes Einkommen aus dem städtischen Grundbesitz bezogen. Da es sich nun um die wirthschaftliche Existenz handelte, wandte der bisherige Erbrath sich nicht an den kaiserlichen Vogt, den Herzog von Jülich, sondern es gelang ihm, heimlich einige Grafen und Herren zu dingen, welche in meuchlerischem Ueberfall sich der Stadt bemächtigten und aufs blutigste die alte Herrschaft wiederherstellten.

Damit war der Klassengegensatz nicht beseitigt; vielmehr

musste naturnothwendig auf die Dauer die thatsächliche wirthschaftliche und sociale Macht der Handwerke auch politisch ihre Anerkennung finden. Vom Jahre 1450—1513 fanden fortwährende Verfassungsänderungen statt; immer von neuem suchten die alten Machthaber die neue Ordnung illusorisch zu machen, bis 1513 der damalige Mittelstand definitiv in das Stadtr Regiment eintrat, indem die Zünfte Vertretung im Rathe erhielten.

Inzwischen hatte die gewerbliche Entwicklung ihren Höhepunkt mit dem XIV. Jahrhundert überschritten, und schon die politischen Kämpfe wirkten auf den Niedergang der Industrie hin. Ungleich wichtiger wurden aber die religiösen Wirren, welche das XVI. Jahrhundert anfüllen und im Jahre 1617 mit der Vernichtung des Protestantismus enden. Auch in Aachen hatte derselbe Wurzeln geschlagen und entwickelte sich immer mehr, obwohl er nicht rechtlich anerkannt war und seine Anhänger z. B. selbst nach Ableistung aller Lehrjahre und Prüfungen das Meister- und Bürgerrecht nicht erhalten konnten. Namentlich die Woll- und Tuchhändler, welche nach Flandern und Artois Beziehungen hatten, waren Protestanten; sie sandten ihre Söhne dahin und suchten geschickte fremde Weber von dort heranzuziehen, welche vom Rath mit Reisegeld, Wohnung und auch anderweit unterstützt wurden. In kurzer Zeit huldigte die jüngere Generation der Tuchmacher mehr oder weniger der neuen Lehre, und vorübergehend gelang es sogar den Protestanten, sich des Rathes zu bemächtigen. Die Restauration war aber 1617 eine vollständige, und bis zur französischen Herrschaft blieb die Stadt ausschliesslich den Katholiken vorbehalten. Die Messingfabrikation ging darüber völlig zu Grunde, da die wenigen Fabrikanten sämmtlich vertrieben wurden und in Stolberg Toleranz für ihre Ueberzeugung und Rohstoff und Wasserkraft für ihr Gewerbe fanden. Die Tuchindustrie sank völlig zur Unbedeutendheit herab, so dass Noppius im Jahre 1632 schreiben konnte: „Vor Zeiten hat das Gewanderambacht über Maass floriret, also dass sie am allerersten angefangen, die Vorstädte zu bauen; jetzt aber, obwohl sie mit Prärogativen und Privilegien allen andern weit vorgeht und übertrifft, ist sie de caetera den andern gleich“. Unter den Vertriebenen befanden sich gerade die tüchtigsten, reichsten und unternehmendsten Händler, Fabrikanten und Arbeiter, und in dichtem Kranze gruppirten sich neue Industrieorte um Aachen. Burtscheid beschäftigte im Verhältniss bald mehr Arbeiter als Aachen; in Eupen und Vaels entstanden neue Unternehmungen; nach Montjoie lockten die billigen Löhne und Heizmaterialien, und das Wasser der Roër eignete sich daselbst vorzüglich zum Waschen, Entfetten und Bleichen der Wollen und Tücher; Düren in seiner wasser-

reichen Gegend, inmitten der fruchtbaren Ebene, mit wohlfeilen Lebensmitteln, erhob sich zu grösserer Bedeutung.

Um das Unglück ganz zu erfüllen, legte ein grosser Brand im Jahre 1656 den grössten Theil der Stadt in Asche, und was das Feuer, die religiöse Unduldsamkeit und das politische Richtschwert noch verschont hatten, unterlag im Innern der politischen Tyrannei eines oligarchischen Rathes und dem wirtschaftlichen Despotismus einer engherzigen Zunft. Trotz der formellen Theilnahme der Zünfte an der städtischen Verwaltung, blieb dieselbe nur eine Scheinvertretung; thatsächlich herrschten abwechselnd zwei oligarchische Parteien, welche keine andere Macht neben sich aufkommen liessen und die Rechte der Zünfte sehr beschränkten. Am 9. October 1659 wurde ihnen ausdrücklich verboten, einige Beschlüsse unter sich zu fassen; am 23. März 1690 wurde bestimmt, dass die Zunftmeister keinen Knecht oder Lehrling annehmen durften, der nicht dem zeitigen Bürgermeister den Eid der Treue geleistet hatte. Die Tuchmacherzunft hatte als solche keinen Deputirten in den Rath zu entsenden; ihre Werkmeister waren nach wie vor lediglich Beamte, welche alljährlich vom grossen Rath ernannt wurden, oder es wurde der abtretende Bürgermeister (wie im Jahre 1669) von Amtswegen zum Werkmeister bestellt; das Werkmeistergericht, welches Freitag Nachmittags seine Sitzungen abhielt, bestand aus den beiden Werkmeistern und mehreren Beisitzern, von denen einige der Zunft entnommen waren; die Berufung davon ging an Bürgermeister und Rath.

Für diese politische und administrative Machtlosigkeit fand der Rath die Zünfte dadurch ab, dass er ihnen die Ordnung der wirtschaftlichen Angelegenheiten preisgab. Gemäss der Verordnung vom 28. Juli 1669 durften die Zünfte ihre ungehorsamen Mitbrüder durch Schliessung von Laden und Arbeit zum Gehorsam bringen, und nun suchten die zurückgebliebenen Weber, welche weder durch Capitalreichthum, noch durch Unternehmungslust, noch durch Geschicklichkeit die ringsumher entstandene auswärtige Concurrenz zu besiegen im Stande waren, doch wenigstens die innere zu beseitigen. An zwei Orten durfte keiner eine Werkstätte haben, auswärtige Arbeiter nicht spinnen, weben und färben lassen und nicht mehr als vier Webstühle beschäftigen. Das alte Betriebssystem durch lauter kleine, gleichgestellte, unabhängige Meister war es, was man gesetzlich festhalten wollte; aber in diesem Kampfe des alten handwerksmässigen demokratischen Betriebes gegen die neue capitalistische Gesellschaft hat ersterer, wie es sich gleich zeigen wird, seine Partie verloren.

Consequenterweise hätte in Aachen die Fabrikation derjenigen Tücher aufhören müssen, welche nur den billigen Lohn der ländlichen Arbeiter vertragen können, und es hätten da-

selbst die hochfeinen Sorten, welche viel Kunstfertigkeit eines alten und geübten Arbeiterstammes beanspruchen, hergestellt werden sollen. Da aber die tüchtigsten und reichsten Fabrikanten und Arbeiter die Stadt verlassen hatten und es an Capital, Intelligenz und Geschicklichkeit fehlte, so fabricirte man gerade nicht die den wirthschaftlichen Verhältnissen entsprechenden Tücher; mittelmässige Kaufleute waren darauf angewiesen, innerhalb der Stadt auch unter die gewissenlosen, nachlässigen und unwissenden Arbeiter Wolle zu vertheilen und sich von diesen, da sie die zahlreichsten waren, auch schlechte Waare liefern zu lassen. So wurden denn in der Stadt im Stück gefärbte einfarbige Tücher hergestellt, ganz wie nebenan auf dem Lande in Vaels. Damit hing die Entstehung der sogenannten Kauftücher aus gestohlener Wolle zusammen; unter dem Vorwande, ihre eigene Wolle zurückzukaufen, trieben manche Fabrikanten einen öffentlichen Handel mit dieser Waare, die ihnen von den Arbeitern geliefert wurde¹⁾.

Was die Strenge des Zunftgeistes auf der einen Seite schon verdarb, richtete die Milde der Polizei und des Rathes nun völlig zu Grunde. Die gegen den Unterschleif mit gestohlener Wolle gerichteten Gesetze waren gänzlich ausser Gebrauch; die Stadt hielt über die Eigenschaft der in ihren Mauern gefertigten Waaren keine Aufsicht; sie gestattete bei Fallitsachen statt des Konkurses ein Präferenzrecht, welches allen Credit untergrub und durch Vervielfältigung der Bankerotte bis ins Unendliche die Schande des Betruges hinwegnahm; sie verhütete es nicht, dass Arbeitsleute und Tagelöhner durch Waarenzahlen unter Anrechnung übermässiger Preise ausgebeutet und dadurch gezwungen wurden, die überflüssigen, zu hohen Preisen erhaltenen Waaren um Spottgeld wieder zu verkaufen.

Zu allem dem kam endlich noch die Ungunst der allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse; die Aachener Industrie arbeitete mit hohen Transportkosten, da kein schiffbarer Fluss in der Nähe war, und das Stadtgebiet war so beschränkt, dass die Fabrikate überall Zöllen unterlagen.

Es war ein fürchterliches Trio: die religiöse Unduldsamkeit überlieferte die Stadt einem finsternen Fanatismus, während die politische Oligarchie zu einer öffentlichen Korruption führte, welche unter dem Namen der „Mäkelei“ selbst im damaligen deutschen Reiche verrufen war und eine kaiserliche Intervention in letzter Stunde — zu spät — nöthig machte; die wirthschaftliche Tyrannei engherziger Zünfte suchte eine Betriebsform und eine sociale Gliederung festzuhalten, wie sie sich schon längst überlebt hatten. Gänzlicher Verfall war das Resultat in einer Stadt, wo das Wesentlichste fehlte: Freiheit des Gewissens, Freiheit des politischen Handelns, Freiheit der Arbeit!

¹⁾ G. Forster: Ansichten vom Niederrhein 1793, S. 169 ff.

Die Bevölkerung sank von 40,000 Einwohnern, welche Aachen (nach Loersch) im XIV. Jahrhundert gezählt hat, auf 25,000; die Betriebsamkeit beruhte nur auf Schein. Da noch jährlich neue Fabrikanten sich daselbst niederliessen, schmeichelte man sich, dass die Vortheile, welche sich ihnen hier darboten, nirgends überwogen würden, und bedachte nicht, dass die einzige Aufmunterung lediglich in der Menge von leer stehenden Häusern bestand, die man zu billigen Preisen miethen konnte. Da auch eine Anzahl von Badegästen die Stadt besuchte, so liess man sich durch den beschleunigten Geldumlauf und Waarenabsatz, durch die Lustbarkeiten und das Spiel zum Glauben an wirklichen Wohlstand verleiten. Aber die Folgen der total verfehlten Verwaltung waren auch dem blödesten Auge sichtbar: die Strassen wimmelten von Bettlern und die Sittenverderbniss war allgemein. Wie konnte auch beim gemeinen Manne sich eine Spur von Rechtschaffenheit und soliden Grundsätzen erhalten, wenn er das Beispiel der schändlichsten Verschleuderung öffentlicher Gelder ungeahndet vor Augen hatte? Seine Kinder wurden Wolldiebe, Müssiggänger und Lottospieler, folglich bald die verderblichste Gattung von Bettlern; denn rohe Menschen sind leichter der Tugend zuzuführen als gefallene.

Das sind die Zustände am Ende des achtzehnten Jahrhunderts; sie sind die Grundlage des Aachener Proletariates und seines angeerbten Elends!

II. Die Haus- und die Fabrikindustrie.

Eine ganz abweichende Entwicklung hatte die Industrie in den Nachbarorten genommen. Dort herrschte von Anfang an die hausindustrielle Betriebsform; es kannten die Einwanderer keine andere Beschränkung als das Maass ihrer Kräfte und den Umfang ihres Vermögens, sie durften Arbeiter beschäftigen, welche und wieviel sie wollten; Zunftschranken gab es nicht, und unternehmende Köpfe hatten freien Spielraum. Kaufleute mit mehr Capital theilten auch grössere Mengen Wolle und Garne zum Spinnen und Weben aus, machten die billigeren Arbeitskräfte der Bauern sich dienstbar und eroberten durch ihr wohlfeileres Produkt entferntere Absatzgebiete. So gab es am Ende des XVIII. Jahrhunderts schon Fabrikanten wie den Herrn von Clermont, welcher in Vaels, Aachen und Burtscheid allein 160 Weber beschäftigte, und auf dessen Palast die stolze Inschrift prangte: spero invidiam.

Auch in Aachen machte sich das Bedürfniss einer Umgestaltung des handwerksmässigen Betriebes mit aller Macht geltend, und die alte Gesellschaftsordnung vermochte den Entwicklungsprocess nur aufzuhalten, nicht zu verhindern.

Vor allem handelte es sich um die Appretur, den entscheidendsten Vorgang bei der Fabrikation, weil durch dieselbe das Aussehen der Waare bestimmt wird. Die Weber- und die Tuchschererzunft waren getrennt; wollten die Webermeister nach eigenem Gefallen oder gemäss den ihnen gewordenen Bestellungen scheren lassen, so durften sie solches ohne Erlangung des Meisterrechts nicht thun. Sie liessen also ihre Söhne bei zünftigen Meistern als Lehrlinge einschreiben, erkaufte ihnen nach vollbrachter Lehrzeit und bestandener Prüfung das Zunftrecht, richteten alsdann eine Werkstätte auf und besetzten dieselbe mit soviel Gesellen, als zur Bestreitung ihrer Fabrik nöthig waren. Ermöglicht wurde ihnen das durch das Reichsgesetz vom Jahre 1731, wodurch die Beschränkung der Knechtezahl beim Handwerk als schädlicher Missbrauch aufgehoben war. Das machten sich nicht allein die Kaufleute zu Nutz, sondern auch die Weber- und die Färbermeister aller Art. Die kleinen Leute sahen sich durch diese anwachsenden Kapitalisten bedroht und wollten es nicht dulden; hieraus ergaben sich die heftigsten Händel. Doch Kaiser Franz drang unter dem 4. August 1764 strenge auf die Durchführung des Gesetzes, und der Rath versuchte schon früher einzulenken, indem er unter dem 21. Mai 1762 die zulässige Knechtezahl auf vier erweiterte. Indess das fruchtete nichts; eine Reihe von Processen entstand, und das Resultat war auch hier, dass die Fabrikanten ihre Werkstätten mit so viel Gesellen zu besetzen strebten, als ihre eigene Arbeit erforderte¹⁾.

Mit der französischen Herrschaft fielen alle rechtlichen Schranken, und die lang zurückgehaltene, verspätete Entwicklung ging mit Riesenschritten vor sich. Intelligenz und Capital strömten in die Stadt; geräumige Häuser und Plätze standen dort leer; Arbeitskräfte waren in Fülle vorhanden; das Spinnen durfte man zu billigem Lohne auf dem Lande besorgen lassen und der Absatz im weiten französischen Reiche war ungemein gewinnbringend, zumal Napoleon seine volle Huld der Stadt zuwandte, welche der Lieblingsaufenthalt seines Vorbildes, des ersten fränkischen Kaisers, gewesen war. Die technischen Verbesserungen waren ausserordentliche: seit 1793 wurde Kasimir von bewunderungswürdiger Feinheit, seit 1798 Kalmuk, Coating und Kreuzwerk für Frankreich, seit 1802 Woolcoats für Paris, auch Bombasin aus Baumwolle verfertigt; meist waren es im Stück gefärbte Tücher. Im Jahre 1784 wurde der Werth der Aachener Wollwaaren auf $5\frac{1}{2}$,²⁾ im Jahre 1806 schon auf 9 Mill. Frcs., die Zahl der Wollarbeiter auf 3000 und deren Angehörige auf 6000 geschätzt.

¹⁾ Manuscript des II. Bandes von Meyer: Aachen'sche Geschichten, Bruchstück im Stadtarchiv.

²⁾ (de Barjolles:) Lettres sur la ville et les eaux d'Aix-la-Chapelle 1784.

Was hat aber die Fortdauer des handwerksmässigen Betriebes so ganz unmöglich gemacht? Die Organisation desselben war die von gleichstehenden Kleinmeistern, zu gemeinsamem Wirken in einer Zunft zusammengefasst. Unter stabilen, einfachen Verhältnissen mit geringen Anforderungen an Technik, Capital und kaufmännischen Vertrieb vermochte dieser Organismus wohl zu functioniren und den Meistern, wie es im XIV. Jahrhundert geschehen war, Wohlstand und Behagen zu sichern. Indess die Anforderungen an die Kaufleute wie an die Meister stiegen, die Konkurrenz erwachte in allen Ländern, die Preise wurden gedrückt, mannigfaltigere Stoffe gefordert, der Welthandel bildete sich aus, und eine Beweglichkeit in Handel und Fabrikation wurde nothwendig. Die frühere Abhängigkeit der Käufer von der Art der Tücher war vorbei; jetzt mussten die Meister sich den erhaltenen Bestellungen fügen; sie konnten dieselben nicht mehr an den Messischen abwarten, sondern mussten sie aufsuchen und ihre Waaren zum Verkaufe anbieten. Diese Beweglichkeit hätte sich vielleicht auch bei der Zunftverfassung erzielen lassen können; aber da hätte diese eine andere werden müssen, als sie war, da hätten die alten Meister ihr Heil nicht in der Bewahrung überlebter Formen sehen, sondern ihre Innung im Sinne einer Grosshandel treibenden Gesellschaft reformiren müssen. Dazu fehlten aber die Einsicht wie die Initiative; auch wäre der Erfolg ein zweifelhafter gewesen. Die Betriebsform des Erwerbes musste also eine andere werden, und was war da natürlicher, als dass zur Erzielung der Beweglichkeit in Fabrikation und Handel die Leitung in die Hände derjenigen fiel, welche diese Beweglichkeit am meisten darstellten, nämlich der Kaufleute?

Der Kaufmanns- oder Verlegerstand ging aus mehreren Berufen hervor; theils waren es die Woll- und Tuchhändler, theils die grösseren Webermeister, aus denen er sich bildete. Alles was intelligent und unternehmend war, was Capital besass und Ersparnisse machte, entzog sich der ausführenden materiellen Arbeit und liess andere für sich schaffen, indem es die Direktion derselben übernahm. Der Kaufmann tritt von nun an in den Vordergrund, und sein Comptoir wird zum Centrum der Produktion. Er erspäht die Bedürfnisse des Marktes, erkundet die vortheilhaftesten Absatzorte, beschafft zum billigsten Preise im Grosskauf den Rohstoff, lässt ihn nach seinen Angaben verarbeiten, dirigirt jedes Halbfabrikat aus der Wohnung des Theilarbeiters wieder in sein Comptoir zurück, prüft selbst die Güte und vertreibt die fertige Waare in weiter Ferne. In dem Kaufmann fliessen sämmtliche Funktionen der früheren Woll- und Tuchhändler, der Meister als Leiter der Technik und der Zunftvorsteher als Aufseher über den Productionsprocess und die Güte der Waaren zusammen. Jetzt

gelten keine Reglements mehr über die Vornahme der einzelnen Arbeitsverrichtungen und keine Siegelungen der fertigen Waaren; ihre Reglements über die Art der Tücher erhalten die Kaufleute von den Bedürfnissen der Konsumenten; die technischen Vorschriften ertheilen sie selbst, ebenso wie sie die Qualität der Waare selbst controliren; die Bussen für die Nichtbefolgung der Angaben fliessen nicht mehr in die Kasse der Zunft, sondern in die des Fabrikanten; nicht mehr die Stadt oder Zunft, sondern die einzelne kaufmännische Firma ist es, welche unter eigenem Zeichen sich den Markt erobert. Beim Kaufmann sind jetzt alle Betriebscapitalien der Woll- und Tuchhändler und Meister für die Beschaffung der Rohstoffe, das Halten eines passenden Waarenlagers und die Zahlung der Arbeitslöhne vereinigt, ebenfalls aber auch derjenige Theil des Anlagecapitals, welcher wie die Wollküchen, Walkmühlen und Lagerhäuser früher Eigenthum der Stadt oder Zunft gewesen war; diese Gebäude werden der öffentlichen Benutzung entzogen und treten ins Privateigenthum der Unternehmer.

Die Physiognomie des Arbeiterstandes blieb äusserlich fast unverändert. Es waren in den eigenen Wohnungen mit eigenen Werkzeugen dieselben Spinner, Weber und Färber; aber es waren nicht nur die Spinner, Färber und Walker, sondern auch sämtliche Webermeister zu Stücklohnarbeitern herabgedrückt, der selbständige Handwerkerstand und damit die breite solide Mittelschicht der bürgerlichen Gesellschaft vernichtet. Es gab nur wenige Arbeitgeber und zahlreiche zerstreute Lohnarbeiter, ohne Verbindung, ohne Zusammenhalt, nunmehr ohne gesetzlichen Schutz bei der Festsetzung ihrer Arbeitsbedingungen, preisgegeben allen Anforderungen der mächtigen unbekanntenen Kaufleute. In der Regel verkehrten diese nicht direct mit den einzelnen Arbeitern; die Vermittlung übernahmen Meister, welche bis zu 30—40 Gesellen in- und ausserhalb ihrer Wohnung beschäftigten, die Aufträge und die Garantie für deren Ausführung übernahmen und dafür einen bestimmten Antheil am Lohn oder ein Fixum pro Elle bezogen. Für jede Verrichtung gab es solche Weber-, Walker-, Scherer-„Basen“ (Herren); „die beiden Hartmänner“ sind die letzten dieser Wollbasen, denen die meisten Aachener Fabrikantenfamilien entstammen.

Die selbständigen Handwerksmeister hatten in früherer Zeit auch die Noth gefühlt; aber sie kannten den Grund derselben und vermochten ihren einfachen Stapelartikel ruhig auf Lager zu arbeiten. Anders bei den Kaufleuten. Deren Vermögen bestand hauptsächlich im Betriebscapital, welches in Rohstoffen, Arbeitslöhnen und Waarenlager aufging; sie hatten keinerlei Interesse daran, die Arbeiter zu unterhalten und ihr Capital zinslos liegen zu lassen; ausserdem waren sie nicht

einmal sicher, ihre Waare verkäuflich zu erhalten, da der Absatz wechselnd geworden war und jeder neu eroberte Markt ein schwankendes Moment mehr in die Fabrikation hineinrug. Daher fanden sofortige Entlassungen und Lohnreduktionen statt. Schon am 7. September 1807 klagt ein Verwaltungsbericht: „weil Aachen eine Fabrik- und Gewerbestadt ist, finden sich so viele Arme, welche unterstützt werden müssen; der Fabrikant zieht von aussen zur Arbeit geeignete Menschen heran und entlässt sie, wenn sie altersschwach werden und nicht mehr arbeiten können.“

Die Ausbildung des hausindustriellen Betriebes, wie derselbe in Eupen, Vaels und Montjoie von Anfang an bestand, nahm in Aachen etwa im XVIII. Jahrhundert ihren Anfang und wurde durch die französische Gesetzgebung mit ihrer Religions- und Gewerbefreiheit und durch die günstigen Absatzverhältnisse ganz ungemein beschleunigt. Trotzdem empfanden die Arbeiter den Verlust ihrer Selbständigkeit nicht so schmerzlich, da derselbe in Folge der andauernd günstigen Konjunktur durch erhöhtes Wohlergehen ausgeglichen wurde. Um so empfindlicher wirkte das Aufhören der französischen Herrschaft. Der alte Markt ging verloren, ein neuer war so leicht nicht zu finden; einzelne Staaten waren ganz abgesperrt, andere mit hohen Zöllen umgeben; überall hatten sich die ausländischen Fabriken selbst verbessert; jenseit der Elbe war ein Zoll von $8\frac{1}{3}\%$ zu entrichten, und diesseit des Flusses lag der Markt der ausländischen Einfuhr offen. Viele kleine Fabrikanten gaben die Produktion ganz auf, grössere beschränkten die ihrige; zahllose Arbeiter gingen brotlos. Aehnlich beschäftigte die Messingindustrie kaum ein Drittel ihrer 130—140 Oefen, welche zur französischen Zeit an 4 Mill. Pfd. producirt hatten. Eine solche Massenarmuth wie damals hatte man in Aachen noch nicht kennen gelernt. Wie sollte man den Arbeitslustigen, aber Arbeitslosen helfen? Da schufen wohlwollende Männer aus den unerheblichen Vorschüssen der privaten Theilnehmer eine Arbeitsanstalt, deren Arbeiterzahl jedoch sehr bald aus Mangel an Mitteln von 80 auf 30 zusammenschmolz, bis im Jahre 1823 die Armenverwaltung dieselbe übernahm. Es waren damals in der Nadelfabrik der Anstalt 24, in der Leinen- und Wollenfabrik 95 und in der Nagelfabrik 12 Arbeiter beschäftigt; diese Anzahl erscheint nicht so gering, wenn man bedenkt, dass die Arbeiter zum grossen Theile als rohe, unbeholfene Menschen nach und nach eingeübt werden mussten. So gewährte die Anstalt sowohl Beschäftigung einer Anzahl arbeitsloser Menschen als auch Unterricht in mehreren Handarbeiten. Die Einbussen waren jedoch so gross, dass 1829 der Geschäftsbetrieb bis auf die Nagelfabrik eingestellt wurde, welche letztere mit nicht un-

beträchtlichem Gewinne bis zum Jahre 1857 fortbetrieben wurde¹⁾.

Die schlimme Lage der Industrie wurde Veranlassung zu weitgehenden Verbesserungen der Technik; auch die Regierung suchte durch Veranstaltung von Ausstellungen und Verschenkung von Tuchscher- und Waschmaschinen das Ihrige dazu beizutragen. Vor allem war es das Appreturverfahren und die Spinnerei, an welche sich die Einführung von Rauh- und Scher-, wie von Vorspinnmaschinen und damit der Beginn des Fabrikbetriebes knüpfte. Schon früh, im vorigen Jahrhundert, hatten die Tuchmacher das Hauptgewicht auf die Appretur gelegt, welche das schliessliche Aussehen der Stoffe bestimmt, und sich daher eigene Werkstätten errichtet; erst viel später erhoben sich an den Wasserläufen der Roër bei Montjoie und Düren, der Wester und Hill bei Eupen Spinnmühlen, die in Aachen und Burtscheid aus Mangel an anderen Triebkräften durch Dampf in Bewegung gesetzt wurden. Eupen war in Folge seiner Nachbarschaft mit Verviers, wo der berühmte Maschinenbauer Cockerell die Spinnmaschinen herstellte, schon früher zu deren Anwendung gekommen; in Aachen wurde die erste im Jahre 1821 aufgestellt und fand dann rasch zahlreiche Nachfolger, als Cockerell selbst dahin übersiedelte. Im Jahre 1833 zählte man in Aachen und Burtscheid bereits 180 Assortimente, wovon 150 in steter Thätigkeit waren. Diese Spinnmühlen spannen gewöhnlich für die Bedürfnisse der eigenen Weberei, oft aber auch gegen Lohn für andere Fabrikanten. In den 1840er Jahren wurde die Mulejenny eingeführt, und die Spinnerei des Aachener Bezirks erhob sich während zweier Jahrzehnte zu voller Konkurrenzfähigkeit sogar England gegenüber. In den 1860er Jahren kamen die Selfactors auf, die in den Tuchfabriken sehr verbreitet sind, da sie dort hochfeine Wollen, welche weniger leicht reissen, regelmässig zu eigenem Bedarfe verspinnen; für die Streichgarnspinnerei erweist sich jedoch die Anwendung von Mulejennys vorthafter, da die Selfactors nur durch eine Massenproduction ausgenutzt werden könnten, welche in Aachen fehlt, und weil die Erfordernisse so mannigfaltig sind, dass eine häufige völlige Reinigung der Maschinen nothwendig sein würde. Neben 63,694 Selfactor- giebt es 329,123 Handmule-Feinspindeln im Regierungsbezirk.

Eigentliche Tuchfabriken, welche wie die heutigen den fertigen Stoff vom Garn an in ihren Räumen hergestellt hätten, gab es im Anfange unseres Jahrhunderts nicht; das Etablissement von Bernhard Scheibler in Montjoie, welches bereits im

¹⁾ Der Regierungsbezirk Aachen in seinen admin. Verhältnissen 1816 bis 22. Amtlich 1823. — Historische Darstellung des Armenwesens der Stadt Aachen 1870, S. 23.

Jahre 1808 sämmtliche Verrichtungen in sich vereinigte, war ein Unicum; in den 1820er Jahren hatten nur drei Fabrikanten eine eigene Färberei. Das war noch die Zeit der reinen Hausindustrie. Seitdem wurde aber eine Arbeit nach der andern in die Fabriken gezogen; am längsten hielt sich noch die Weberei ausserhalb derselben. Da aber hierbei vielfach Wolle und Garn gestohlen wurden, auch die Fabrikanten den Arbeitern, wenn sie dieselben in eigener Werkstätte beschäftigten, nur den Gesellenlohn, d. h. zwei Drittel des Meisterlohnes, zu zahlen brauchten, erbauten die reicheren sich geräumige Säle und vereinigten ihre Weber in denselben. Seit den 1850er Jahren begann dann die Handweberei allmählich und vorzüglich in den glatten Stoffen von der mechanischen verdrängt zu werden; sie hat sich jedoch innerhalb der Fabriken für die gemusterten Stoffe erhalten, und die Gewerbezahl vom 1. December 1875 ergab im Regierungsbezirk neben 1856 Kraftstühlen noch 2910 Handstühle ohne, und 2420 Handstühle mit Jacquard. Die Tuchweberei ist also in der Hauptsache eine Manufactur, zum Theil sogar noch eine Hausindustrie; denn am 1. December 1877 zählte man neben 9,684 Fabrikarbeitern noch 1934 hausindustrielle, welche namentlich nach Vaels, Eupen und Imgenbruch hin wohnen; im Kreise Eupen machen letztere gar ein Drittel aller Tucharbeiter aus, was darin seinen Grund hat, dass daseibst leichte Stoffe, sogen. Halb- und Kaisertücher, Stoffe für Orientalen, glatte oder wenig geköperte Stoffe gemacht werden, welche den harten Schlag des mechanischen Stuhles nicht vertragen.

Die Waaren genossen einen guten Ruf. Aachen lieferte glatte, schwarze, im Stück gefärbte Tücher und Kasimir, welcher in den 1820er Jahren erfolgreich mit dem englischen wetteiferte; Eupen war durch sein Schwarz berühmt; Düren hatte derbe solide Tücher; Montjoie machte damals unter anderen auch gemusterte Stoffe auf Jacquardstühlen. Dem entsprechend waren die Gespinnste sämmtlich Streichgarne und die Wolle, mit welcher Aachen nicht nur seinen Bezirk, sondern auch theilweise Verviers und die belgischen Städte versorgte, wurde aus Mähren, Schlesien, Böhmen und Spanien, vorzüglich aber aus Sachsen bezogen und je nach Erforderniss des Tuches sortirt und verwendet. Im Jahre 1833 wurden nach einer Schätzung der Handelskammer in Aachen und Burtscheid etwa 80,000 Stück Tuch zu einem Verkaufswerth von 4 Mill. Thalern fabricirt.

Die Führung der Handelsgeschäfte¹⁾ lag in der Hand der Kaufleute; war ja doch um ihretwillen der handwerksmässige

¹⁾ Nemnich: Handelstagebuch, Manuscript im Besitze des Herrn Stadtarchivar Kaentzeler. — Berichte der Handelskammer von Aachen und Burtscheid seit 1833, in den Acten.

Betrieb durch den hausindustriellen verdrängt worden. Sie besuchten in den 1820er Jahren die Frankfurter und drei oder vier von ihnen auch die Leipziger Messe. Die Tücher fanden ihren Hauptabsatz in Süddeutschland und der Schweiz, der Kasimir in Italien, Spanien, Holland, Schweiz und Deutschland; durch die Zolleinigung wurden die süddeutschen Märkte noch mehr erschlossen; dafür machten sich aber die sächsische Konkurrenz und die billigen Löhne der östlichen Provinzen empfindlich geltend. Im Allgemeinen lagen die Zollverhältnisse für die Tuchindustrie so ungünstig, dass der Absatz in Europa ungemein schwierig war; nur über das Meer blieb er offen; in den 1820er Jahren blühte der Handel in die Levante und Türkei, und es begannen die Kaufleute mit grosser Beharrlichkeit sich den amerikanischen Markt zu erkämpfen. Die dortige Krisis von 1826 und noch mehr die von 1837 bewiesen, welch' grossen Absatz Aachen bereits daselbst fand; letzteres Jahr hatte sogar eine Abnahme der Bevölkerung der Stadt zur Folge; in den vier folgenden Jahren stieg sie aber von 38,900 Einwohner auf 44,000 und seit dieser Zeit fangen die Verhältnisse an, sich günstig für die Industrie zu gestalten. Unter dem Schutze eines Transitzolls von einem Thaler pro Centner roher Wolle fuhr die Tuchindustrie fort, auf fremden Märkten jede Konkurrenz siegreich zu bestehen; die Moden- und leichten Wollenstoffe fanden 1841 ungeachtet des hohen Schutzzolls selbst in Belgien Absatz; einige Firmen fabricirten Drucktüche, welche den englischen gleichkamen. Diese günstigen Verhältnisse erhielten sich in den 1840er und 1850er Jahren, nur kurz unterbrochen durch die Jahre 1848, 1853 und 1857/58. Es blühte damals das Exportgeschäft nach Italien, Spanien und Portugal, in die Union; der Reichthum einer grossen Anzahl noch bestehender Firmen stammt aus jener Zeit.

Von besonderer Wichtigkeit war der Absatz in die Vereinigten Staaten¹⁾; dort wurden durch Jahrzehnte Stoffe getragen, welche den Ruhm Aachens und seiner Appretur ausmachten. Die Vermittlung übernahmen bedeutende amerikanische Commissionshäuser, welche in Aachen, Eupen und Verviers etablirt waren und die empfangenen Waaren prompt nach vierzehn Tagen bezahlten. Die Gewinne dieser Mittelspersonen und der Vorgang ihrer Konkurrenten in Lennep veranlassten die Aachener Firmen, nach und nach selbst in direkte Verbindung mit ihrem Absatzlande zu treten, und besonders die gutsituirten und leistungsfähigen Häuser waren es, welche durch

¹⁾ Bericht über die Industrieverhältnisse im Regierungsbezirk Aachen vom Regierungsrath Göschen, 31. Januar 1878, in den Acten. LXVII + 529 Folioseiten nebst zahlreichen Anlagen, Tabellen und Karten. Dieser Bericht gehört zu den eingehendsten und besten Werken über die Geschichte und Statistik der Industrie eines Regierungsbezirks.

Associés und Söhne der Principale lohnende Verbindungen mit der Union anknüpften, während andere Firmen aus Unbekanntschaft mit den dortigen Marktverhältnissen oft nur Schaden davontrugen und genöthigt wurden, ihre Waaren unter dem Preise loszuschlagen. Wieder andere traten in ein dauerndes Verhältniss zu amerikanischen Häusern, welche gegen Antheil den Absatz besorgten; auch kam es vor, dass überseeische Grossisten die Fabrikanten in Aachen aufsuchten und direct bestellten. Die directen Geschäftsverbindungen mit der Union brachten den grossen Häusern ausserordentliche Gewinne; aus glaubwürdigster Quelle ist mir mitgetheilt worden, dass eine Aachener Firma damals Abschlüsse von 100,000, eine andere von 40 bis 80,000, ja sogar bis 86,000 und eine dritte von 60,000 Thalern jährlich erzielten; der Fabrikinspector erwähnt gleichfalls in einem seiner Berichte an die königliche Regierung, dass ein Haus in Mariaweiler drei Jahre hindurch 60,000 Thaler jährlich und ein Fabrikant in Aachen, der ohne Fonds begonnen, in einigen Jahren 250,000 Thaler verdient hätten. Nun wurden die Commissionshäuser in Aachen überflüssig, und da die kleinen Fabrikanten nicht so leicht Verbindungen mit den Commissionshäusern in Amerika anknüpfen konnten, verloren sie die Möglichkeit, das Exportgeschäft dahin zu betreiben. Die kleineren Firmen wurden vom Absatz nach den entfernteren Märkten ausgeschlossen und auf die leichter erreichbaren, namentlich auf das Inland, angewiesen. Durch Reisespesen und Auslagen aller Art erhöhten sich ihre Generalkosten, während die Exporthäuser mit directen Verbindungen ihr Comptoir fast ganz abschaffen konnten und damit die Generalkosten verringerten. Immer mehr befestigten die grossen Firmen ihre Geschäftsverbindungen mit dem Auslande und concentrirten den Export fast ganz in ihren Händen, während die kleineren Fabrikanten, auf das Inland und die umliegenden Märkte beschränkt, eine um so heftigere Concurrenz unter einander entfalteten. Dieser Verlust des Absatzes in die Vereinigten Staaten für die kleineren Firmen und die Entstehung grosser Actientuchfabriken daselbst bewirkten, dass das amerikanische Geschäft nach 1853 weniger lebhaft war.

Vernichtend für dasselbe wurde der Bürgerkrieg. Die Entwerthung des Papiergeldes war eine ausserordentliche (standen doch 100 Doll. Gold = 350 Doll. Papier), und nur wenige reiche Firmen waren in der Lage, ihre Forderungen daselbst in Rente stehen zu lassen; diese haben freilich durch deren gegenwärtigen Stand die erlittenen Verluste mehr als eingeholt. Zu den misslichen Geldverhältnissen trat dann noch der Umstand, dass die Kriegskosten schon aus finanziellen Gründen die Anregung zu höheren Zöllen gegeben und die Nothwendigkeit der Beschaffung von Militärtuchen zur Errichtung von Militärtuchfabriken geführt hatte, zum Theil durch Actiengesell-

schaften, welche hohe Dividenden zahlten. Diese durch ein vorübergehendes Bedürfniss geschaffenen Fabriken machten nach Beendigung des Krieges, geschützt durch den erhöhten Zolltarif, den Versuch, die besseren Artikel für den Friedensbedarf anzufertigen. Den meisten misslang das; sie gingen zum Theil in Folge des Mangels an geschickten Arbeitern zu Grunde, und die Etablissements gelangten in andere Hände, welche zum Theil wieder zu Grunde gingen, bis schliesslich die Fabrikbesitzer letzter Hand bei sehr reducirtem Anlagecapital doch prosperirten, da der Arbeiterstamm bestehen geblieben und durch herangezogene deutsche Meister und Arbeiter inzwischen ergänzt und ausgebildet war. So hatten die einmal bestehenden amerikanischen Tuchfabriken durch hohe Schutzzölle und durch Capitalverluste der Gründer und ersten Käufer sich in ihrem Dasein behauptet. Aehnlich die deutsche Eisenindustrie, welche in ihrer übermässigen Ausdehnung nur auf einem vorübergehenden Bedürfnisse beruhte, dann aber, einmal ins Leben gerufen, ihre Existenz durch Schutzzölle zu wahren strebt, um endlich nach Verlust des Actien Capitals den letzten Händen vielleicht wieder rentabel zu erscheinen. Nach einer dergleichen Amortisation ihres Anlagecapitals war schliesslich die amerikanische Tuchindustrie ausserordentlich lebensfähig; sie vermochte der fremden Concurrenz mit Erfolg zu begegnen und nur wenigen Ländern ist die Möglichkeit geblieben, doch noch mit Nutzen für die Vereinigten Staaten zu arbeiten; so in erster Linie England, welches über Canada einen grossen Schmuggel betreibt.

Während dergestalt die Aachener Industrie ihren besten Abnehmer verlor, verringerte sich der Absatz auch nach Italien, Spanien und Portugal, theils weil die Zölle daselbst erhöht wurden, unter deren Schutze die kleinen bestehenden Fabriken sich in grössere verwandelten, theils weil, wie in Italien, durch eine bessere Grenzbeaufsichtigung der früher grossartig betriebene Schmuggel unmöglich gemacht wurde. Immerhin blieb die Lage eine sehr gute. Frankreich gab lange Zeit allerdings die Mode an und verführte feine Stoffe ins Ausland, namentlich nach Deutschland; aber mit vier Fünfteln seiner Production deckte es doch nur den eigenen Bedarf. England leistete in feineren Stoffen wenig, während deutsche Firmen mit Erfolg französische Stoffe imitirten. Deutschland versorgte den Zollverein fast ganz allein; die Aachener Fabriken dominirten in den feineren Tüchern und hatten neben dem verbliebenen Absatz in Nordamerika, Italien und Spanien auch guten Export nach Russland und Südamerika. Nur mit Unrecht misst die Handelskammer den Handelsverträgen von 1862—65 die Hauptschuld am Rückgange bei; Deutschland behielt vielmehr seinen Export von 1865; derselbe wurde in Folge verstärkter Concurrenz nur weniger lohnend nach einigen Ländern, wie z. B.

nach Spanien, wohin Frankreich über Land billiger einschmuggeln konnte als Deutschland, welches zur See 5—6 Frcs. Schmuggelcommission mehr zahlen musste. —

Wie hat nun bei einer so ausserordentlich günstigen Entwicklung der Technik und der Absatzverhältnisse die Lage der Arbeiter sich gestaltet?

Die Handelskammer, nicht zu vergessen die officiële Interessenvertretung des Fabrikantenstandes, hat hierüber eine sehr trübe Ansicht; sie sagt nämlich auf Seite 7 ihres Jahresberichts für 1866: „Als die Zünfte aufgehoben wurden, war der Fabrikant der Haupterbe der Nachlassenschaft; ihm fiel fortan aller Gewinn ungeschmälert zu, den er bis dahin mit den Zunftgenossen hatte theilen müssen; auch die Konsumenten erhielten ihren Antheil, indem sie in Folge der eintretenden Konkurrenz entweder bessere oder wohlfeilere Waaren erstehen konnten. Nur der Arbeiter ging leer aus. Anstatt im Hause seines Meisters, auf gleichen Fuss mit der Familie gestellt, zu leben und durch die betreffende Korporation bis an das Ende seiner Tage vor Mangel sich geschützt zu wissen, ging er nunmehr in die Fabriken arbeiten und blieb nach erfolgter Arbeitsunfähigkeit seinem Schicksal schutzlos überlassen. Als Ersatz für die verlorene Selbständigkeit steht ihm bestenfalls das Armenhaus offen. . . . Die Lage, in welcher unsere Arbeiterbevölkerung fortwährend sich befindet, ist eine trostlose (S. 5)“. Sachkundige, geborene Aachener Fabrikanten sind es, welche dieses Urtheil unterschrieben haben, und dem Fremdling wird es natürlich schwer, die Richtigkeit desselben zu prüfen. Soviel scheint jedoch festzustehen, dass der Arbeiterstand in ungleich geringerem Maasse als der Fabrikantenstand an der erhöhten Productivität der Industrie theilgenommen hat.

Abgesehen von aller Vernichtung der handwerksmässigen Selbständigkeit, der Zerstörung des häuslichen Lebens, der schutzlosen Preisgebung an alle Wechselfälle der Krankheiten und Verunglückungen hat der Fabrikbetrieb den Webermeistern gegenüber mit der Reduction des Lohnes um ein Drittel debutirt. Wie bereits erwähnt, beschäftigten die Fabrikanten in ihren Räumen zuerst Gesellen auf Handstühlen zu zwei Dritteln des Meisterlohnes, und wenn die Meister in die Fabrik traten, mussten sie sich denselben Bedingungen unterwerfen; zwei Drittel des früheren Meisterlohnes waren also der Ausgangspunkt der Lohnberechnung in der Fabrik. Als nun der mechanische Betrieb allgemein wurde, die hausindustrielle Weberei aufhörte und doch nur ein geringer Theil der Meister Werkführer oder gar Fabrikanten werden konnte, da trat an sie die Nothwendigkeit immer dringender heran, in die Fabriken zu gehen und sich hinter den Kraftstuhl zu stellen. Hier stiessen sie aber auf einen bis dahin in der Tuchweberei unbekanntem Gegner: auf ihre Frau und ihre Tochter; diese hatten früher

den breiten Stuhl selbst mit der Schnellschütze nicht beherrschen können; auf dem Kraftstuhl war ihre Fingerfertigkeit für das Zusammenknüpfen der gebrochenen Fäden sehr gesucht. So kam es denn, dass in Folge des allmählichen Ueberganges von der Hausweberei zur Fabrikweberei auf Handstühlen und von diesen zu mechanischen durch die Konkurrenz anfangs von Gesellen und später von Frauen das Lohnniveau sich auf zwei Drittel des früheren hielt; das dritte Drittel steckte der Fabrikant als Verzinsung für seine Werkstätte und Stühle und als Lohn für seine Oberaufsicht in die Tasche, — gewiss ein überreicher Lohn. Als nun die alten Meister sahen, dass ihre Gesellen ihnen fort — und in die Fabrik gingen, wo sie einer geringeren Controle unterlagen, da setzten sie mehr Lehrlinge auf ihre Stühle, um durch deren geringen Lohn einen höheren Verdienst sich zu verschaffen, natürlich nur auf Kosten einer gleichmässigen, fehlerfreien Arbeit; bis auf den heutigen Tag ist, mit bedingt durch diesen Umstand, die Hausweberei die Pflanzschule für die Tuchweberei geblieben.

In benachbarten Fabrikbezirken, z. B. in Gladbach, nahmen die Lohnverhältnisse eine ganz andere Entwicklung. Dort wohnte kein einziger Weber in der Stadt; die plötzliche Einführung des mechanischen Betriebes zwang, fern vom Lande Arbeiter heranzulocken, und trieb die Löhne weit über die früheren hinaus. Der Unterschied besteht auch heute noch; in Grevenbroich muss man einem Fadenkinde in der Spinnerei schon von der ersten Woche an einen Tagelohn zahlen, da es sonst als Kuhmagd oder anderweit etwas verdienen würde, dagegen in Aachen mit seiner angesessenen Arbeiterbevölkerung erhält es in den ersten Wochen nichts.

Mit dem Aufhören des handwerksmässigen Betriebes wurde die Art des Einkommenbezuges beim Weber eine ganz andere; früher verkaufte er seine Waare um einen gewissen Preis, nun erhielt er für seine Arbeit einen gewissen Lohn. Der Lohn fiel unter die Betriebskosten des Kaufmanns und bildete neben den Auslagen für Rohstoffe und Waarenlager den bedeutendsten Theil desselben. Je tiefer es ihm gelang den Lohn zu drücken, desto mehr Arbeiter vermochte er zu beschäftigen und Wolle anzukaufen, desto mehr wurde er in Stand gesetzt, seinen Betrieb auszudehnen und den Gewinn zu vergrössern. Die Methoden der Lohnverkürzung waren vielerlei, vor allem kommen diejenigen in Betracht, welche den bereits verdienten Lohn zu schmälern suchten durch das Waarenzahlen, die Anwendung falschen Maasses und direkte Lohnabzüge¹⁾.

Das Trucksystem ist eine charakteristische Erscheinung der Hausindustrie. Die kleinen Kaufleute sind durch die Technik des Betriebes gezwungen, mehrere Hilfsstoffe, Materialien und

¹⁾ Königl. Regierung zu Aachen. Acta, Gewerbe und Handel 15, 4.

Werkzeuge zu halten; sie vereinigen dann damit auch ein Waarenlager von Victualien und Ellenwaaren. Bereits am 1. März 1708 hatte der Aachener Rath den Kaufleuten verboten, ihre Arbeitsleute und Tagelöhner mit Waaren zu bezahlen; dieses Verbot war aber seit der französischen Herrschaft fortgefallen. Ebenso verbreitet war das Trucksystem auf entlegenen Fabrikanlagen, Gruben und Hütten, wo es in ländlicher Einsamkeit anfangs keine Krämer und Schenkwirthe gegeben oder wo dieselben wucherische Preise genommen hatten. Da eröffneten manchmal die Unternehmer, anfangs oft in der wohlmeinendsten Absicht, ein offenes Ladengeschäft, verfielen aber bald in den gleichen Wucher. Gewöhnlich waren es aber nicht die grossen Fabrikanten, welche sich mit so kleinlichem Nebenerwerb befassten, sondern vielmehr die Werkmeister und Kassirer, welche ihre vorgesetzte Stellung dazu missbrauchten, die Arbeiter zur Entnahme von Waaren zu zwingen, welche diese dann zu Spottpreisen wieder veräussern mussten.

Es war ein braver Vikar, welcher zuerst im Jahre 1822 das Waarenzahlen im Kohlenrevier bei Kohlscheid geisselte, das damals mit den ausgesuchtesten Gewinn- und Zwangsmethoden betrieben wurde. Auch in Aachen wurden im Jahre 1830 dringende Klagen laut, welchen erst durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 Rechnung getragen wurde. Jedoch hatte das Verbot des Waarenzahlens noch nicht ein Aufhören desselben zur Folge; vielmehr liefen aus allen Grubenbezirken Klagen von Kaufleuten und Schenkwirthen darüber ein, dass die Grubenbeamten ihren Kleinhandel fortsetzten; ähnlich war es in den Gegenden der Eisen- und Tuchindustrie, endlich auch in entlegenen Ortschaften, so z. B. in Malmedy. Nur den eifrigen Bemühungen des Fabrikinspectors war es zu danken, dass im Jahre 1858 mehrere Verurtheilungen stattfanden und eine Besserung erzielt wurde. Heute dürfte das Truckwesen seitens der Fabrikanten wohl kaum mehr vorkommen; wohl aber klagen die Arbeiter in Aachen ganz allgemein darüber, dass die Werkmeister auf den eignen oder fremden Namen offene Läden halten oder Schankwirthschaft betreiben und durch ihre Autorität die Arbeiter veranlassen, ihren Bedarf bei ihnen zu entnehmen. Eine Wiederherstellung des Gesetzes vom 16. November 1846, welches Fabrikanten wie deren Gehülfen den Schankbetrieb untersagte, scheint mir äusserst wünschenswerth.

Durch die Unterdrückung des Waarenzahlens gerieth der Arbeiter häufig aus dem Regen in die Traufe; die Krämer waren es nun, welche ihn in Schulden zu verstricken suchten und ihm dann jede Waarenqualität zu jeglichem Preise aufdrangen. In Stolberg z. B. werden die Arbeiter in dieser Weise ausgebeutet, und fragt man einen Hüttendirector, warum nicht Konsumvereine ins Leben gerufen werden, so heisst es: Kartoffeln kaufen wir selbst massenweise im Herbste ein und

verkaufen sie zu den Selbstkosten; mehr können wir nicht thun, sonst „verderben wir es“ mit den Kautleuten. Die Art des Waarenbezuges ist noch durchaus keine erledigte Frage. Nicht darum handelt es sich, ob der Fabrikant oder der Krämer den Arbeiter dabei übervortheilt, sondern darum, dass dieser gute Waaren zu angemessenen Preisen erhält und sich dabei an Baarkauf gewöhnt. Gegen Waarenwucher und Lottercredit bleiben die Konsumvereine doch noch die besten Mittel, wie die Erfolge im Saarbrücker Revier beweisen.

Eine andere Art, dem Arbeiter den verdienten Lohn zu verkürzen, war und ist noch bis auf den heutigen Tag die Anwendung falschen Maasses. In Aachen wird gewohnheitsmässig das Tuch auf der „Scheerkrone“ gemessen und nach der „Schmitt“ bezahlt; dieselbe enthält manchmal statt des Normalmaasses von 5 Brabanter Ellen eine halbe oder eine Elle mehr, und vergeblich drang in den 1850er Jahren der Gewerberath auf eine Aichung der Scheerkronen. Nach der Elle oder dem Meter wird selten bezahlt, und dann beklagen sich die Arbeiter, dass sie dabei noch mehr betrogen würden; erzählen sie doch von einem sehr frommen Fabrikanten, dass er unter Gebeten die ganze Nacht sich auf den Daumen klopfte, damit dieser einen breiteren Saum des Tuches beim Vermessen bedecke.

Oft nahmen die Fabrikanten sich gar nicht einmal die Mühe, auf krummen Wegen die Arbeiter zu übervortheilen; sie machten ihnen ganz brutaler Weise Abzüge am Wochenlohn und legten ihnen willkürlich hohe Bussen auf.

Wenn solche Missstände schon in gewöhnlichen Zeiten herrschten, so war bei schlechten Konjunkturen keinerlei Rücksichtnahme gegenüber den Arbeitern vorhanden; sie wurden entlassen und plötzlich der Lohn herabgesetzt ohne die übliche vierzehntägige Kündigungsfrist. Am meisten Aufsehen erregte die Affaire vom 17. März 1832, als ein Fabrikant 24 Feinspinnern erklärte, dass er ihren Lohn erniedrige; bei den nachfolgenden Streitigkeiten erwies es sich, dass höchstens 3 — 4 derselben, welche von 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens bis zur Dunkelheit arbeiteten, nur 2 $\frac{1}{2}$ — 3 Thaler wöchentlich verdienten; der Durchschnittserwerb betrug kaum 2, ein Zeitlang nur 1 $\frac{1}{2}$ Thaler.

Bei seiner elenden Gesamtlage erbitterten den Arbeiterstand diese fortgesetzten Betrügereien und Rücksichtslosigkeiten auf höchste. Dazu gesellte sich die blinde Wuth gegen die Maschinen, deren Einführung vielen Arbeitern die gewohnte Beschäftigung entzog. Aus Anlass der Vorgänge auf der belgischen Grenze gelangten am 30. August 1830 in Eupen wie in Aachen die Gefühle des Volkes zum Ausdruck, und in letzterer Stadt richtete sich der Angriff zuerst gegen diejenige Fabrik, welche das Verdienst gehabt hat, die erste Spinnmaschine dasselbst aufzustellen, die aber auch durch die Kombination

aller verhassten Maassnahmen die Wuth des Volkes auf sich gezogen hatte. Jedoch gelang es ihrem Besitzer, das Unheil von seinen Maschinen ab- und der Maschinenbauanstalt von Cockerell zuzuwälzen, welche zerstört wurde. Diese Ausschreitungen hatten wenigstens das Gute, dass sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene heillosen Zustände lenkten. In seltener Uebereinstimmung schlugen Handelskammer, Gewerbegericht (also die Fabrikanten selbst) und die Bezirksregierung eine Verordnung betreffend das Waarenzahlen, die Lohnabzüge, die Bussen und die plötzliche Lohnherabsetzung vor, und die letztere erklärte sehr zutreffend: die Arbeiter ständen schutzlos der Ausbeutung gegenüber und es handle sich darum, der Willkür und Habsucht einzelner Fabrikunternehmer gegen ihre Arbeiter Schranken zu setzen und das Vertrauen der arbeitenden Klasse auf den Schutz und die Fürsorge des Staates aufrechtzuerhalten, sowie dem nachtheiligen moralischen Eindrücke, den das Gefühl der Abhängigkeit beim Mangel wirksamen Schutzes gegen willkürliche Behandlung zu erzeugen pflegt, entgegenzuwirken. Die Staatsregierung in ihrer gewerbefreihlichen Verblendung allen Arbeiterverhältnissen gegenüber legte solche Mahnungen zu den Akten. Und sie hätte doch Veranlassung genug gehabt, dieselben zu beachten; denn am 5. September 1836 kam es wiederum in der erstgenannten Fabrik zu Unruhen, indem 120 Arbeiter, denen der Dienst plötzlich aufgekündigt war, in Verbindung mit den Zurückgebliebenen zwei Versuche machten, durch das Dach in die Fabrik einzusteigen, um Brand zu stiften, jedoch ohne Erfolg.

Die Gesetzgebung von 1845—1849 beseitigte im Wesentlichen alle jene kleinen Missstände der hausindustriellen Zeit, und auf den ersten Plan traten mit der Entwicklung des Fabrikwesens die Kinder- und Frauenarbeit, wie sie in dem Abschnitt über die Gladbacher Industrie eingehend geschildert werden soll, und die Lohnhöhe.

Eine dauernde Verbindung unter den Arbeitern, um Arbeitsbedingungen mit den Fabrikanten zu vereinbaren, hat nirgends existirt; die Versuche von christlich-socialer Seite, „Erwerbsgemeinden“ z. B. von 100—120 Webern, und von socialdemokratischer Seite, Gewerkschaften z. B. unter den Metallarbeitern zu gründen, sind von nur vorübergehender und völlig untergeordneter Bedeutung gewesen. Sogar ein nur momentanes Zusammengehen der Arbeiter zur Erzwingung höherer Löhne hat auf dem linken Rheinufer äusserst selten stattgefunden. In Eupen reichte 1850 der Einfluss des Revolutionsjahres noch so weit, dass die Weber Strikes zu unternehmen wagten. Sie stellten die Arbeit nicht alle auf einmal ein, sondern successive von Fabrik zu Fabrik; während die einen feierten, wurden sie von den andern unterstützt; fremde Weber wurden vertrieben. Die Strikes waren nicht alle durch höhere Lohn-

forderungen veranlasst; in einer Fabrik beantragten die Arbeiter die Entlassung eines missliebigen Werkmeisters; in einer andern weigerten sie sich, auf die Verlängerung der Arbeitszeit um eine Stunde einzugehen. Bei der Untersuchung der Arbeitseinstellungen gelang es nicht, den Nachweis zu führen, dass dieselben verabredete gewesen waren; die Arbeiter wurden freigesprochen, und die Strikes begannen von neuem. Weit grossartiger gestaltete sich die Arbeiteraussperrung im Jahre 1872. Damals hatten die Weber einer Fabrik eine Lohnerhöhung gefordert, waren aber barsch abgewiesen worden und hatten daher die Arbeit eingestellt. Da dieselben von ihren Genossen unterstützt wurden, fürchteten die Fabrikanten, dass das Spiel von 1850 wieder angehen würde und sie alle nacheinander zu Lohnerhöhungen gezwungen werden würden. Daher vereinigten sie sich und sperrten sämtliche Weber so lange aus, bis fünfzig derselben in der ersteren Fabrik sich wieder eingefunden hätten. So rasch wirkte aber der Hunger nicht auf die 4 bis 5000 Köpfe; sie erhielten Unterstützung aus der Umgegend; der christlich-socialer Arbeiterverein in Aachen ergriff lebhaft Partei für seine Mitbrüder, und aus Belgien bot die Internationale Geldmittel an, welche aber abgewiesen wurden. Endlich wurde ein Ausgleich gefunden.

In den übrigen linksrheinischen Städten haben keine bedeutenden Strikes der Textilarbeiter sattgefunden. In Gladbach waren die Pioniere des neuen Kampfmittels im Jahre 1868 die Färbergesellen, die ihren Strike aber nicht einmal völlig zu Stande brachten; im October 1871 wurde in mehreren Spinnereien und Webereien die Arbeit eingestellt, aber die Fabrikanten nahmen eine feste Haltung an, andere Fabriken nahmen die Feiernden nicht auf, und in ein paar Tagen kehrten sie zur Arbeit zurück. In Crefeld stellten im Jahre 1872 die Gesellen in verschiedenen grösseren Färbereien die Arbeit ein; in der einen bot die Veranlassung dazu das Widerstreben gegen einige Punkte der Fabrikordnung, in der andern das Verlangen, dass auch für die in die Woche fallenden Feiertage Bezahlung geleistet werden solle. Die Arbeitgeber waren unter sich nicht einig, und unter dem Drängen der Kaufleute, dass ihnen gegenüber die Verbindlichkeit zur Ablieferung der gefärbten Rohseide erfüllt werde, gaben sie nach. In Aachen waren es einzig die Maschinenbauer, welche, 400—500 an der Zahl, im Juli 1872 einen längeren Strike machten, welcher zu einem Vergleich mit den Fabrikanten führte.

Die Aachener Arbeiter sind sehr gegen die Strikes eingenommen, theils weil dem schwächlichen und feigen Volke jedes Gemeingefühl, jeder Korporationsgeist fehlt, theils weil sie einsehen, dass sie ohne eine feste Organisation und ohne grosse Reservemittel keine Forderung zu ihren Gunsten durchsetzen können, theils weil die Geistlichkeit die Arbeitseinstel-

lungen, namentlich soweit sie mit Vertragsbruch verbunden sind, für ein Unrecht hält und es dazu nicht kommen lässt. Der Kampf um die höheren Löhne und besseren Arbeitsbedingungen ist daher kein Massen-, sondern ein Einzelkampf, und sein Mittel ist der Vertragsbruch. Das Resultat dieses Guerrillakrieges ist fast das nämliche. Bei guter Konjunktur erschleichen die Arbeiter sich gute Löhne und ihr Uebermuth kennt keine Grenzen; beim Rückgange derselben sind sie ganz schutz- und wehrlos aller Willkür preisgegeben, und selbst bei offenbarem Unrecht wagen sie nicht, sich zu widersetzen; rafft sich einer auf und bittet seine Genossen, für ihn Zeugniß abzulegen, so begleitet ihn keiner, um seinen Verdienst nicht zu verlieren.

Bei einer solchen Organisationslosigkeit ist von einer Gleichmässigkeit in der Lage der Arbeiter keine Rede. Das hat sich während der kurzen Krisis von 1857 und dann im grossartigsten Maassstabe während der Jahre 1873—78 gezeigt. Ueber die kurze, aber heftige Krisis von 1857 liegt ein trefflicher Bericht¹⁾ des Fabrikinspectors vor. Es verdienten damals in den Tuchfabriken durchschnittlich pro Woche ein Scherer in Aachen 7,50 und in Düren 5,40 M., ein Spinner 9, bzw. 7,40 M., und zwar stand ein Fabrikweber keineswegs besser als ein Handweber und war auch nicht gleichmässiger beschäftigt. Bei solchen Löhnen konnten die Arbeiter kaum existiren. In Mariaweiler z. B. bezog ein Tuchscherer 90 Pfg. Lohn täglich; davon verbrauchte er bei einer Familie von vier Köpfen an 10 Pfund Kartoffeln zu Mittag und Abend und an Brot je 40 Pfg., an Heizung und Licht 8 und an Miethe 2 Pfg. täglich; er konnte mit seinem Lohne also gerade nur das Allernothwendigste decken. Noch schlimmer waren die Zustände in Aachen, wo Lebensmittel und Miethen bedeutend theurer waren. Als Nahrung nahmen die Fabrikarbeiter fast ausschliesslich ein Stückchen Brot und sogenanntes Kaffewasser am Morgen, Mittag und Abend oder zur Abwechslung vielleicht einige Kartoffeln mit Oel zubereitet ein; daraus erklärt sich auch ihr scrophulöses Aussehen. Für Aachen war noch besonders zu bemerken, dass das Schwarzbrot, wie dasselbe zum Verkauf gelangte, demjenigen, welches im Arresthause gebacken wurde, an Qualität und Nahrungsfähigkeit um mindestens ein Drittel nachstand. Neben der spärlichen Kost wurde dann zum Branntwein gegriffen, und es bedurfte der schwache Körper einer sehr geringen Quantität, um arbeitsunfähig zu werden. Die Fabrikanten hatten natürlich gleichfalls weniger Bestellungen; einige verdienten auch so wenig, dass sie eben nur die Betriebs- und Amortisationskosten decken konnten. Das hatte aber in den meisten Fällen nichts zu sagen, da sie bei der vorhergegangenen

¹⁾ Ibidem 15, 38 und 15, 4.

günstigen Konjunktur jene ungläublichen Gewinne erzielt hatten, wie sie oben erwähnt worden sind. In der Regel bekümmerten sie sich um ihre Arbeiter gar nicht; wenn sie sich rühmten, billig Kartoffeln eingekauft zu haben, so lag das ja gleichfalls in ihrem eigenen Interesse, um die Lebenskosten zu erniedrigen; wenn sie auf Lager arbeiten liessen, so thaten sie es, um beim Eintritte besserer Konjunkturen statt Rohstoffe fertige und zu billigerem Arbeitslohn hergestellte Waaren vorräthig zu haben, für welche sie ja auch in der That im folgenden Jahre gute Preise erhielten. In der Regel liessen die Fabrikanten sich bei der Besprechung der Lage ihrer Arbeiter in Schimpfreden über dieselben ergehen und bekundeten keineswegs, dass sie geneigt waren, irgend ein Opfer zu ihrer moralischen und physischen Hebung zu bringen. Stellte der Fabrikinspector ihnen vor, dass ein Arbeiter mit 7—9 Groschen für zwölfstündige Arbeit kaum die nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten könnte, so lautete die Antwort in der Regel: „wenn sie mehr erhalten, so versaufen sie mehr“, oder „sie werden üppig“ oder „verlieren die Lust zum Arbeiten“. Ein rühmliche Ausnahme machte Pönsen in Gemünd, welche um so mehr anzuerkennen war, als er hohe Frachten für Kohlen und Waaren hatte. In seiner Drahtzieherei erhielt ein Arbeiter durchschnittlich 25 Groschen täglich, in der Eschweiler Drahtkompagnie nur 12 $\frac{1}{2}$ Groschen, wovon nach Erklärung des Directors die Arbeiter leben konnten: bekämen sie mehr, so würden sie „mehr verzehren“ und die Arbeit versäumen. Dieselbe Gesellschaft hatte 1857: 20 %, 1858: 15 % Dividende vertheilt.

III. Die Glanz- und Nothjahre 1870 — 1878 ¹⁾.

Die Glanzzeit, die Krisis und die Noth, — sie bilden das welthistorische Drama, anhebend in grossartigster Weise im Jahre 1870, den zauberischen Höhepunkt im Jahre 1873 erreichend und sein Ende findend in Schrecken und Vernichtung. Wer sind die Acteurs, die an demselben mitgewirkt haben? Wie zeigten sie sich dem Spiele gewachsen, zu dessen Theilnahme sie ein Zufall berief? Wie waren sie technisch dazu befähigt? Was sind es für wirthschaftliche, was für moralische Eigenschaften, welche sie besitzen?

Es ist der Arbeiterstand, dem von vielen Seiten die Mit-

¹⁾ Industriebericht von Göschen und Jahresberichte der Handelskammer. — Die Tabellen sind sämmtlich officielle und theils dem Werke von Göschen entnommen, theils von dem thätigen Chef der Armenverwaltung, Herrn Bürgermeister Dubusc, dem tüchtigsten Polizeicommissar des Regierungsbezirks, Herrn Möhlig, und Herrn Fabrikinspector Bielinski mit dankenswerther Bereitwilligkeit für mich zusammengestellt worden.

schuld an der unglücklichen Lage der Industrie und an der wirtschaftlichen Inferiorität Deutschlands überhaupt beigemessen wird. Die Beurtheilung dieser Behauptung kann keine allgemeine sein; sie wird wesentlich verschieden ausfallen je nach der Klasse von Arbeitern, welche man in Betracht zieht; das Alter der Industrie und die überlieferte Tüchtigkeit in Folge derselben hängen eng zusammen. Die ältesten Industrien im Aachener Bezirk sind die Weberei und die Nadelfabrikation, und von diesen sind derartige Klagen nicht ausgestossen worden. Die Leistungsfähigkeit der Arbeiter ist eine sehr grosse; wohl hatte aber die effective Leistung in den Glanzzeiten nachgelassen und zwar aus leicht erklärlichen Gründen: weil bei dem Arbeitsüberfluss auf die Qualität der Waare kein Gewicht gelegt wurde, weil neben dem tüchtigsten Webermeister ein Bauerjunge den gleichen Accordsatz verdiente, weil bei dem leichten Erwerbe alle Arbeitsehre schwand, die Sparsamkeit nicht gepflegt und die Verführung zu unproduktiven Ausgaben durch die zahllosen Wirthschaften und Vergnügungslokale gesteigert wurde. Als aber die Krisis ihre Auslese unter den Arbeitern gehalten hatte, da blieb nur der tüchtige Stamm nach, und dessen Leistung ist so vorzüglich wie jemals.

Man muss sich vielmehr darüber wundern, dass die Arbeiter doch noch so viel leisten. In der Hausweberei gab der Vater sich alle Mühe, dem Sohne das Handwerk beizubringen; gegenwärtig existirt in den Fabriken keinerlei Lehrlingsverhältniss. Womöglich sucht man den Arbeiterstamm, namentlich für die Handweberei in Fabriken, noch aus der Hausindustrie zu rekrutiren, und es mehrt sich die Anzahl derer, welche auf dem Jacquardstuhl weben, da sie mehr dabei verdienen. Die Maschinenweber erhalten eine andere Ausbildung; sie beginnen als Spul- oder als Fadenkinder, kommen mit 14—15 Jahren an den Kraftstuhl und lernen den Weberknoten, den schwierigsten, knüpfen; den Knaben werden hier die Mädchen vorgezogen, da sie mit ihrer schmälern Hand leichter durch den Kamm fahren können. Anfangs stehen sie im Tagelohn, gehen aber bald zu Stücklohn über und können in 1—2 Jahren einen mechanischen Stuhl in normaler Weise bedienen. In einer einzigen Fabrik des Düsseldorfer Bezirks, und zwar für Modestoffe, existirt ein Lehrlingswesen, welches aber nur der Ausbildung von Werkmeistern gilt. Die besten Arbeiter verpflichten sich durch Vertrag, daselbst vier Jahre zu bleiben, werden während dieser Zeit in allen Funktionen eingeübt und nach Ablauf der Zeit, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, zu Meistern gemacht.

Der Handweber steht social natürlich höher als der Maschinenweber, und die sociale Stufenleiter, auf welcher die Tuchweber z. B. in Kettwig a. d. Ruhr emporklimmen, ist äusserst interessant. Dort verdient ein geschickter Zanellaweber 2—4

Mark mehr pro Woche als ein Maschinen-Tuchweber und dieser ebensoviel mehr als ein Handweber. Trotz dieses mit wachsenden Schwierigkeiten fallenden Verdienstes und trotz der mit dem Uebergange von der einen zur andern Arbeitsweise verbundenen neuen Lehrzeit von 1—2 Monaten streben die Weber dennoch danach, diese Uebergänge zu vollziehen, weil die Zulassung zur Handweberei als höchste Qualification von den dortigen Arbeitern angesehen wird. Als Hausweber brauchen endlich die altgewordenen Arbeiter nicht in die Fabrik zu gehen und führen daheim ein bequemeres Leben.

Den Ruhm Aachens macht eigentlich die Appretur aus, die in ihren zahlreichen Branchen oft mehr Fabrikarbeiter beschäftigt als die Weberei; in einem mir bekannten grossen Etablissement waren z. B. von 300 Arbeitern 85 in der ersteren und 80 in der letzteren thätig. In der Rauherei beginnen die Knaben mit dem An- und Ablegen der Kratzen und dem Stellen der Maschinen, nach 5—6 Jahren haben sie ihr Handwerk erlernt; rascher, vielleicht schon nach 3—4 Jahren, geht es in der Tuchschererei. Das Walken erfordert besonders tüchtige Arbeiter; hier kommt es manchmal vor, dass ihnen plötzlich nach zwanzig Jahren das Gefühl verloren geht und sie nicht mehr dazu gebraucht werden können.

Als weit weniger genügend wird die technische Tüchtigkeit in solchen Gewerben geschildert, welche überhaupt erst seit kürzerer Zeit in der Gegend betrieben werden, wie z. B. in der Hüttenindustrie, und solchen andern Industrien, welche zwar seit langer Zeit eingebürgert sind, aber eine neue Technik anwenden; so werden vor allem in der Feinspinnerei Klagen über Mangel an Sorgsamkeit und Geschicklichkeit laut. Hier beginnen die Kinder ihre Laufbahn als Reserve der Fadenkinder, denen sie zwei bis drei Wochen lang das Zusammenknüpfen der gebrochenen Fäden absehen; dann werden sie selbst Fadenkinder, über die der Spinnmeister, welcher von Zeit zu Zeit die Maschine auf den nöthigen Feinheitsgrad stellt, die Aufsicht führt. Wenn das Kind so viel Kraft hat, dass es eine Walze heben kann, kommt es an die Droussette und bleibt entweder nun in der Spinnerei oder es geht nach einiger Zeit zum Kettenscheren und Schlichten oder zum Weben über.

Die technische Tüchtigkeit beruht je länger je mehr beim Fabrikbetriebe auf zufälliger Ausbildung. Die Kinder werden beim Eintritt in die Fabrik an irgend eine leichte Arbeit gestellt; eine Reihe derselben bleibt dann auf diesem Posten stehen, bis die Eltern vielleicht auf den guten Einfall gerathen, auch etwas Weiteres für die fernere Ausbildung ihres Kindes zu thun, und dasselbe in eine andere Werkstätte der Fabrik übersiedeln. Alles das ist jedoch Zufall, und es bleibt der Lernbegier des Kindes überlassen, sich Kenntnisse und Geschicklichkeiten ohne Anleitung selbst zu erwerben. Der Fabrikant will durch das

Kind nur Geld verdienen; er kommt seiner technisch-wirtschaftlichen Pflicht der Ausbildung von Arbeitskräften für seine Industrie nur in ganz ungenügender Weise nach, und dem Arbeiterstande selbst fehlt es noch vielfach an Pflichtgefühl, etwas Tüchtiges zu lernen und zu leisten, um dadurch sich den Anspruch auf eine bessere Stellung und höheren Lohn zu erwerben. Beiderseits lottert man durchs Leben hin.

Es wird sich daher grossen Massen von Arbeitern der Vorwurf nicht ersparen lassen, dass sie ihr Handwerk schlecht oder ungenügend verstehen; weit grösser ist noch der moralische Vorwurf gegen zahlreiche Arbeiter, dass ihnen das Ehrgefühl, ein tüchtiges Werk zu liefern, in hohem Grade mangelt. Für sie handelt es sich nur um den Lohn, und sie thun das, was gerade nöthig ist, um denselben zu erhalten; Arbeitsehre und Arbeitsstolz sind ihnen unbekannt. Ebenso gering ist die Arbeitsintensität, und das Kaffeetrinken während der Arbeitszeit um 8 Uhr Morgens und 5 Uhr Nachmittags verursacht bedeutenden Aufenthalt. Freilich liegt die Schuld von allem dem zum grossen Theil nicht an den Arbeitern; sie ist auf Rechnung der übermässigen Arbeitszeit, welche gebieterisch Pausen erfordert, des geschäftsmässigen Verhältnisses von Fabrikant und Arbeiter und des elenden Lohnes zu setzen, welchen dieser erhält und für welchen er sich auch nicht übermässig anstrengen will. Aber jene Vorwürfe gegen grosse Massen von Arbeitern bleiben bestehen, zumal dieselben auch in guten Zeiten von ihren schlechten Gewohnheiten nichts verlieren, vielmehr sie erst recht zur Geltung bringen. Dennoch wäre es ungerecht, hieraus einen Vorwurf gegen die Ehre des gesamten Arbeiterstandes ableiten zu wollen. Der Aachener Arbeiterstand macht es so gut oder so schlecht, als er es kann; er ist eben kein Schalk, der mehr giebt, als er hat, und wenn er es nicht besser versteht, so liegt es an der technischen und wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit des Landes.

Ist es denn nicht vielmehr der Fabrikantenstand, der so Manches versäumt hat? Die Anforderungen an denselben sind ungeheure. Welche Summe technischen und kaufmännischen Wissens, geistigen und sittlichen Gehaltes gehört nicht dazu, um einen tüchtigen Fabrikanten abzugeben! Wen kann es da Wunder nehmen, wenn bei einem raschen Aufschiesse der Industrie solche Qualitäten fehlen. Wieviel Firmen mit so grossem Capitalfonds und renommirtem Namen, tüchtig eingerichteten Betrieben und umfassenden Geschäftsverbindungen giebt es denn wie die Eliteindustriellen in Düren, die Nadel- und einzelne Tuchfabrikanten in Aachen und Burtscheid und einige grosse Häuser in Eupen? Man überschaue doch nur die Masse der sonstigen Fabrikanten: aus welchen Ständen rekrutiren sie sich? Es sind Commis, mitunter Werkmeister,

strebsame Leute, die ihre volle Arbeitskraft und ihr kleines Capital in das schwankende Spiel der Konjunkturen einwerfen. oft ihren Einsatz als Niete, oft als Treffer herauskommen sehen. Es will eben gelernt werden, das Fabrikant-sein, und die Schule der Praxis ist die einzige, welche sie besuchen. Und wahrlich, sie sind theilweise nicht schlimmer als die Söhne grösserer Industrieller. Bei Gelegenheit der Reorganisation der Gewerbeschule zeigte es sich, wieviel deren Vorbildung noch zu wünschen übrig lässt; zu wenige Tuchindustrielle verschaffen ihren Söhnen die nöthige technische Vorbildung, zu wenige lassen sie zu weiterer technischer Ausbildung reisen, ehe sie dieselben in das väterliche Geschäft aufnehmen. Die Schulbildung eines einjährig Freiwilligen und eine in drei bis vier Lehrjahren erworbene Fachkenntniss in der eigenen oder in einer fremden Fabrik, die sich jedoch nur auf den kaufmännischen Theil erstreckt, da die Herren Söhne das bequemere Comptoir der schmutzigen Fabrik, wo sie Hand anlegen müssten, vorziehen, bilden oft das einzige Fundament grösserer Geschäfte.

Der Grund dieser ungenügenden Ausbildung beruht auf der Tradition einer veralteten Betriebsform. Die moderne Fabrikindustrie ist in grösserem Maassstabe erst in den letzten 20—30 Jahren entstanden, und die Weberei ist noch weit davon entfernt, überwiegend mit Kraftstühlen betrieben zu werden. Die Hausindustrie wurde aber in ihrem commerziellen Theile vom Kaufmann geleitet, in ihrem technischen von den „Basen“; die ersteren erhielten vor allem eine kaufmännische Ausbildung, und das hat sich als Tradition erhalten, wo inzwischen neben dem Comptoir eine grossartige Fabrik entstanden und die Fabrikation wichtiger als der Handel geworden ist. Daraus resultirt einmal, dass die gegenwärtigen Fabrikkaufleute noch immer ganz ungenügend ihre Technik kennen, und ferner, dass die Leitung derselben in Händen von Subalternen, von Fabrikdirectoren und Werkmeistern liegt. Dem gegenüber sind in Frankreich und England die Fabrikanten auch wirklich die technischen Leiter ihrer Unternehmungen, und die kleineren befassen sich gar nicht mit dem Handel: sie verkaufen ihr ganzes Produkt durch den Commissionär. Der Werkmeister in Deutschland spielt eine grössere Rolle als irgendwo anders und die Frage nach seiner Ausbildung ist momentan fast wichtiger als die nach der Ausbildung von Fabrikanten und Arbeitern. Die Werkmeister erhalten heute keinerlei theoretische Vorbildung, sie werden den tüchtigsten Arbeitern entnommen, welche einer vom andern die schwierigeren Verrichtungen erlernen; fast keiner von ihnen hat eine Webeschule besucht, die es in Aachen nicht einmal giebt; nur die Zeichner und die höheren Beamten bei gemusterten Stoffen haben einen gewissen Unterricht genossen; sobald ein Werkmeister etwas mehr ver-

steht, will er seine Sphäre verlassen und Fabrikdirector oder Fabrikant werden.

Das Institut der Werkmeister ist also unter den gegenwärtigen Verhältnissen von ganz besonderer Wichtigkeit und muss bei der Beurtheilung technischer Leistungsfähigkeit in den Vordergrund gestellt werden. Es ist kaum glaublich, wie abhängig viele Fabrikanten von denselben sind; selbst bei groben Vergehen, ja bei offenbaren Diebstählen wagen zahlreiche Kaufleute es nicht, ihre Werkmeister zu entlassen, da sie es sich selbst nicht zutrauen, auch nur eine kurze Zeit ihre Fabrik zu leiten. Am grössten ist diese Abhängigkeit bei einer Reihe jüngerer Firmen, namentlich jüdischer, welche, ursprünglich Händler, sich auf die Fabrikation gelegt haben ohne eine Ahnung von der Technik; sie verleiten Werkmeister und Arbeiter, aus deren bisheriger Stellung in ihr Geschäft überzutreten, und müssen, um die Vorurtheile gegen ihre Race und ihren Glauben zu überwinden, höheren Lohn zahlen und sehr nachsichtig gegen schlechte Arbeit sein, wodurch sie in den Ruf guter Herren gekommen sind. Freilich sind sie bei Abzügen auch die strengsten und entlassen bei Krisen ihre Arbeiter am schnellsten. Die Meister sowie die Arbeiter kennen die Hülflosigkeit der Fabrikanten sehr wohl; sie sehen in denselben auch nicht die technischen Leiter, sondern nur diejenigen, die ohne Kenntniss von der Sache und ohne Arbeit in der Fabrik sich von ihrem Schweisse nähren. In zahlreichen Firmen, wo es mehrere Associés gibt, hat sich unter diesen eine Arbeitstheilung herausgebildet: der eine leitet das kaufmännische Geschäft, ein anderer die Fabrikation, ein dritter den Maschinenbetrieb; doch hat sich das erst allmählich in der Praxis entwickelt; in der Jugend haben sie fast sämmtlich nur die kaufmännische Vorbildung genossen und können die Versäumnisse auch später nicht einholen.

In andern Ländern ist die theoretische Ausbildung zwar keine bessere, aber die Sitten und die geschäftliche Praxis sind durchaus andere. In Frankreich besteht die Maxime, eine Reihe von Jahren mit rastlosem Eifer zu arbeiten, um es bis zu einer gewissen Wohlhabenheit zu bringen und sich dann entweder zur Ruhe zu begeben oder sich einer weniger mühsamen und sorgenloseren Beschäftigung zu widmen. Im wirthschaftlichen Theile der Bevölkerung wird diese Denkweise von Jugend an mit dem Alter fortschreitend gross gezogen; Sinnen und Trachten der jungen Männer geht auf Erwerb, um zu einem ähnlichen Resultat wie ihre älteren Vorbilder zu gelangen. Dieses praktische Vorgehen, eine gewisse Naturanlage des französischen Volkes, ersetzt in vielen Fällen manche Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts und erzeugt tüchtige Männer. Ein ganz ähnliches Verhältniss besteht in Belgien und in einem Theile Hollands. Aus Tilburg in Nordbrabant

erzählt der Gewährsmann¹⁾, dem wir in diesem Absatze folgen, dass Söhne dortiger Fabrikanten, als gewöhnliche Arbeiter in die Fremde ziehend, unerkant sich in der Tuchfabrikation von Grund aus ausbilden und heimgekehrt dann Posten in den väterlichen Geschäften mit Erfolg ausfüllen. Die Arbeitslöhne sind daselbst 20% billiger, nicht des geringeren Wochenverdienstes, sondern der höheren Leistungen der Arbeiter wegen. In einem dortigen Etablissement bestehen die Meister aus den fünf Söhnen des Hauses, und diese sind mit den Arbeitern von 5 Uhr Morgens an auf ihrem Posten.

Zu der technischen gesellt sich manchmal sogar die kaufmännische Unkenntniss. So wurde z. B. in Aachen dereinst Jahre lang für grobe Gespinnste die theurere einheimische Wolle verwendet, während man im Auslande sich längst der billigeren und ebenso passenden Laplata- und derartiger Wollen bediente. Aus jenen beiden Mängeln erklärt sich die häufige Mangelhaftigkeit des deutschen Fabrikats und die vereinzelt unpassende Auswahl der Exportartikel ohne Rücksicht auf das Bedürfniss und den Geschmack des betreffenden Platzes. Dazu kommt noch die Kleinlichkeit der deutschen Geschäftsleute, ihr Herumsparen an Mass und Gewicht, am Ausschliessen zweifelhafter Produkte und schliesslich an der Ausstattung und der Verpackung. Alles dieses verräth, dass es vielfach kleine Leute und junge Anfänger sind, denen selbst der kleinste Gewinn, absolut genommen, schon in die Wagschale fällt. Das Geschimpf über die Juden scheint mir in erster Reihe nur zu beweisen, dass diese ungleich geschicktere Geschäftsleute sind als die Aachener; denn sie machen in ganz legitimer Weise, ohne ihr Fabrikat für etwas Anderes auszugeben, Shoddy und Mungo auf Bestellung grosser Berliner Konfektionshäuser, die fast für die ganze Welt Damenmäntel daraus verfertigen.

Wesentlich anders ist die Sachlage in der Metallindustrie, im Bergbau, in der Fabrikation von feuerfesten Steinen und der Glasindustrie. Namentlich wo die Unternehmungen von Actiengesellschaften betrieben werden, sind ihre Leiter Techniker, welche, soweit sie der jüngeren Generation angehören, auf Polytechniken und gleichstehenden Anstalten vorbereitet sind. Mit Recht wendet man nun ein, dass blosse Techniker zwar gut, aber nicht immer profitabel zu produciren verstehen, dass zu einem tüchtigen Director auch noch theoretisch wie praktisch erworbene Kenntnisse des kaufmännischen Verkehrs und der grossen volkswirtschaftlichen Vorgänge erforderlich sind. Der erstere Mangel ist selbst durch Beiordnung eines kaufmännischen Mitdirectors nicht zu beseitigen, weil derselbe oft selbst nicht alle Verhältnisse überschaut und weil das

¹⁾ Aachener Zeitung vom 14. Juni 1876: Die heutige Lage unserer Tuchindustrie, von Schwamborn.

Schaffen und Verwalten am besten durch ein und denselben Kopf geschieht, da es schwer zu erreichen ist, dass verschieden vorgebildete Geschäftsleute ihre Bestrebungen einem Ziele zuwenden. Wie sehr die Mehrzahl der deutschen Industriellen noch des Ueberblicks entbehrt, welcher sie die wahren Ursachen der volkwirthschaftlichen Vorgänge erkennen liesse und sie bestimmen könnte, am rechten Orte das eigene Interesse dem Gesamtinteresse unterzuordnen, hat sich in zahlreichen Petitionen der jüngsten Krisis gezeigt, welche sich stellenweise durch bedauerlichen Mangel an Klarheit auszeichnen.

Bei den Schwierigkeiten, welche den Fabrikanten unausgesetzt durch die ausländischen wie inländischen Konkurrenten bereitet werden, ist am schwersten für sie aufrecht zu erhalten — die geschäftliche Moral. Am nächsten liegt die Gefahr ihrer Uebertretung bei Anfängern und kleinen Leuten. Diese brauchen bei ihrer Capitalarmuth vor allen Dingen Geld und müssen rasch umsetzen; sie leben stets unter den drückenden Sorgen der Gegenwart und kümmern sich noch wenig um die Zukunft. Ihr Umsatz ist von so geringem Betrage, dass schon der kleinste Vortheil verhältnissmässig wichtig wird; eine einzige gut gelungene Unehrllichkeit macht sich selbst beim Verluste einiger Kunden gut bezahlt, und oft sind nur ein paar Silbergroschen der Judaslohn für die verlorene kaufmännische Ehre. In der Tuchindustrie zeigt sich der Unterschied zwischen soliden alten und unzuverlässigen kleineren Firmen ganz deutlich. Die ersteren, welche die alten sicheren Exportwege beherrschen, sind in ihrem Rufe unerschüttert, und sowohl in der Tuch- wie in der Nadel- und Drahtfabrikation genügt bei vielen Firmen nur die Marke, um ihre Waare in Südamerika, im Orient, China und sogar in Frankreich verkäuflich zu machen; ihre Zuverlässigkeit ist bekannt, und die Ehrlichkeit macht sich bezahlt. Dagegen leugnen in der Stadt Aachen, in Hamburg und anderen inländischen Plätzen, welche mit ihrem Bedarf von den kleineren Firmen befriedigt werden, die Kaufleute, Aachener Fabrikate auf Lager zu haben, so sehr gelten dieselben als verschlechtert. Es sind einige Firmen, welchen von der öffentlichen Meinung die Hauptschuld an dem schlechten Rufe beigemessen wird; häufig sind es aber auch Tuchhändler, denen man zur Last legt, schlechte belgische für Aachener Waare ausgegeben zu haben. Unter den Nähfadelfabrikanten ist es allgemein, dass sie nicht allein die englischen Marken, sondern auch die ihrer Aachener Konkurrenten fälschen. Oft laufen Bestellungen bei ihnen ein derart, dass eine geringere Anzahl von Nadeln, als angegeben ist, in die Briefchen verpackt werden soll; anständige Fabrikanten lehnen solche Anträge ab; andere in bedrängten Verhältnissen greifen zu, und es finden sich dann im Briefchen statt 25 nur 23 Na-

deln. Aus Iserlohn sind sogar Nähnadeln ohne Augen ins Innere Afrikas zum Tauschhandel abgegangen.

So kehren bei beiden Klassen der Gewerbetreibenden die gleichen Vorwürfe nur unter anderer Form wieder: der Mangel an Fachbildung und an geschäftlicher Moral. Dem Fabrikanten wie dem Arbeiterstande fehlt es noch in vielen Berufen an einer rühmlichen Ueberlieferung in dieser Hinsicht und beide sollten ihre Aufgabe nicht darin sehen, sich gegenseitig zu beschimpfen (wie es namentlich die Fabrikanten thun), sondern durch strenge Selbstzucht jene Last abzuwälzen streben, welche ihren gemeinsamen Ursprung in Deutschlands wirthschaftlicher Zurückgebliebenheit hat. —

Trotz seiner zahlreichen Mängel ist der Aachener Fabrikanten- und Arbeiterstand lange nicht der schlimmsten einer. Die von ihm geleitete Industrie hat seit altersher eine ehrenvolle Rolle auf dem Weltmarkte gespielt und ihr augenblickliches Darniederliegen hat seinen Grund weniger in den Persönlichkeiten und deren Eigenschaften, obwohl diese ja mitwirkend sind, als vielmehr in den Konjunkturen, welche der localen Beeinflussung entzogen, die Menschen in ihren Strudel gerissen haben.

Die Kriegsjahre 1870/1 hatten eine ganz veränderte Situation hervorgebracht. Frankreich verlor von seinen vier grossen Fabrikdistricten Sedan, Elboeuf, Carcassonne und Bischweiler, letzteren sogar ganz; der erstere wurde für längere Zeit lahm gelegt und Elboeuf hatte erheblich gelitten; die Konkurrenz Frankreichs war also während dieser Periode nicht zu fürchten. Dazu stieg die Nachfrage in Deutschland, in der ganzen Welt, und es nahm die Tuchindustrie des Aachener Bezirks sowohl durch Vergrösserung der schon bestehenden Fabriken wie durch Gründung neuer einen ungemeinen Aufschwung, welcher gleich anfangs besonnene Leute mit Besorgniss erfüllte. In Aachen und Burtscheid producirten im Jahre 1871 80 grössere Tuchfabriken mit ebenso viel Dampfmaschinen von 3000 Pferdekraft bei 10,000 Arbeitern etwa 200,000 Stück Tuch im Werthe von 36 Mill. Mark. Ausserdem gab es noch eine Menge kleinerer Tuchwebereien, da viele Commis die Zeit gekommen glaubten, selbständig werden zu können; ihr Betriebssystem war in Folge des Capitalmangels das hausindustrielle, manche mietheten sich auch Raum und Dampfkraft in Fabriken oder liessen einzelne Theilarbeiten gegen Lohn ausführen. Eine ähnliche Ausdehnung von Producenten und Produktionsmitteln fand auch in Berlin, in Schlesien, in der Lausitz statt, während an andern Orten wie in Gladbach und Rheydt Firmen, welche früher nur grobe, sogen. Bauerwaaren gemacht hatten, sich auf die Fabrikation von imitirten halbwoollenen Buckskins und Paletotstoffen warfen.

Selbst für eine derart gesteigerte Produktion fand sich noch Absatz. Die Aachener Industrie arbeitete mit fast allen

Ländern der Welt, wo überhaupt Tuche getragen wurden und wo nicht unübersteigliche Zollschranken den Import hemmten. Sie verführte ihre Waaren nach England, Holland und Belgien, Spanien und Portugal, Italien, Skandinavien, dem Orient, nach Süd- und ein steigendes Quantum sogar nach Nordamerika, wozu das starke Sinken des Goldagios beitrug. Das Glück wollte es auch, dass gerade damals die glatten Stoffe, eine Stärke Aachens, viel getragen wurden, und, von der Mode wie von der allgemein gesteigerten Nachfrage begünstigt, war die Konkurrenz dieses Artikels auf allen Märkten gesichert. Die Modewaarenfabrikation blieb dagegen insofern ungünstiger, als sie die Konkurrenz des in der Mode tonangebenden Englands nicht überwinden konnte, weniger die Frankreichs, das selbst dem englischen Einfluss zu unterliegen begann.

Die Freude an der Leichtigkeit des Absatzes und dem Steigen der Waarenpreise wurde den Tuchfabrikanten aber durch mehrfache Umstände getrübt. Es stiegen vor allem die Arbeitslöhne, die Kohlen- und Wollpreise, letztere z. B. für gute australische Fliesswolle vom März 1871 bis März 1872 von 15 $\frac{1}{2}$ auf 28 d.; dazu trat eine verstärkte innere Konkurrenz, welche einen Druck auf die Preise ausübte. Diese Umstände haben die Fabrikanten bewogen, das Geschäft jener Glanzjahre als nicht so lucrativ zu bezeichnen, wie sie gewünscht hätten; sie sind eben mit den grossen Gewinnen, von denen später zu reden sein wird, noch nicht zufrieden.

Ihren Höhepunkt erreichte die Gunst der Verhältnisse in den Jahren 1872/73. Schwierig und zwar doppelt schwierig wurde die Lage von dem Augenblicke an, als die beiden Ursachen des Glanzes der Industrie: die Steigerung der Nachfrage und die Gunst der Mode, gleichzeitig nachliessen und dadurch eine andauernde Krisis hervorriefen. Vor allem stockte schon 1873 der Absatz nach Nordamerika, wo die Finanz- und Handelskrisis sich fühlbar machte. In ununterbrochenem Aufschwunge hatte der Export von Tüchern und Buckskin aus dem Bezirke Aachen dorthin in den Jahren 1868—72 betragen in Mill. Mark: 3.8 — 4.1 — 5.3 — 7.7 — 8.4; im Jahre 1873 begann ein rasches Sinken, welches 1877 vielleicht noch nicht sein Ende erreicht hat: 6.1 — 4.3 — 4.2 — 2.6 — 2.5 Mill. Mark. Auch in Spanien wirkten schon 1873 die politischen Unruhen und in Italien die finanziellen Verhältnisse hemmend auf den Absatz ein. Im Jahre 1874 zeigten sich die Waaren weder im Auslande noch in Deutschland selbst verwerthbar. Der Fehler der Fabrikanten, den aus vorübergehenden Ursachen entstandenen gesteigerten Konsum für einen bleibenden gehalten und dem entsprechend die Produktion ausgedehnt zu haben, trat klar zu Tage. Die volle Ausnutzung der grossen Anlagecapitalien war ebenso wenig möglich wie die der vielen zur Industrie herangezogenen Ar-

beiter, und selbst bei sehr reducirtem Betriebe machte sich der Druck der massenhaft produktionsbereiten und arbeitsfähigen Fabrikanten auf den Preis geltend. Auf den Absatz einzelner Stoffe, wie z. B. der schweren Winterstoffe, übte die in den Jahren 1872 und 73 herrschende milde Winterwitterung einen nachtheiligen Einfluss aus und liess auch für die folgenden Jahre grosse Vorräthe dieser Waaren in den ersten und zweiten Händen zurück.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung wurde der Wechsel der Mode, wie er sich im Jahre 1873 vollzog. Glatte Stoffe, die Stärke Aachens, wurden in Deutschland und Nordamerika nicht mehr getragen, und façonnirte Tücher, Kammgarn- und Phantasiestoffe wurden modern. Dieser Umschwung hatte auf die alten grossen Firmen, welche feste Abnehmer in Südamerika und andern überseeischen Ländern haben, einen geringeren Einfluss als auf die kleinen Häuser. Unter ihnen entspann sich um das eingeengte Absatzgebiet ein Kampf auf Tod und Leben; manche Fabrikanten mussten ihre Thätigkeit einstellen; andere gingen mit grossen Kosten zur Fabrikation von Kammgarnstoffen über, wobei sie ihre gesammte Spinnerei und Appretur stillsetzten, ihre Webstühle verändern, ihre Generalkosten durch Ausgaben für neue Muster und das Be-reisen neuer Absatzgebiete vermehren und in die mächtige Konkurrenz mit England und Frankreich treten mussten.

Der allgemeine Aufschwung der Geschäfte hatte auch der Spinnerei Veranlassung geboten, die bestehenden Fabriken theilweise auszudehnen und neue zu gründen. In Folge dessen wurde in kurzer Zeit eine so bedeutende Produktion erzielt, dass der Konsum der Garne weit hinter dem Angebot zurückblieb und sich Garnvorräthe massenhaft anhäuften. Vergrössert wurde die Bedrängniss der Streichgarnspinnereien noch dadurch, dass in Folge des Modewechsels sich die Nachfrage von ihrem Gespinnste ab und den Kammgarnen zuwandte. Schon im Jahre 1872 war kaum die Hälfte der vorhandenen Spindeln in Betrieb; andere Fabriken dagegen arbeiteten ohne Rücksicht auf den wirklichen Konsum immer fort, um ihre Maschinen voll auszunutzen. Dadurch vergrösserten sie nur die Ueberproduktion und drückten die Preise noch mehr. Im Jahre 1875 wurde endlich in den meisten Spinnereien, besonders in den grösseren, die Arbeitszeit auf 9—10 Stunden täglich reducirt und nur mit einem Theile der Maschinen gearbeitet. Dabei konnte weder das Anlagecapital verwerthet werden, noch vermochten die Arbeiter bei den hohen Preisen der Lebensmittel und Wohnungen das Nöthige für ihren Unterhalt zu verdienen. Aber selbst bei dieser eingeschränkten Produktion liess sich der Absatz der Streichgarne im Inlande und auf den grösseren Märkten nur mit Verlust bewirken; denn es war unmöglich, der ausländischen Konkurrenz, namentlich der bel-

gischen, die Spitze zu bieten. Deutschland, Oestreich, Schottland, Schweden, kurz alle bedeutenden Märkte waren mit belgischen Garnen überschwemmt, die zu jedem Preise verkauft wurden. Das lag daran, dass die belgischen Spinner Tag und Nacht mit der fürchterlichsten Ausbeutung der Kräfte der Kinder fortarbeiteten und ihre Waare durch eine sittlich wie volkswirtschaftlich nachtheilige Ausdehnung der Produktion zu Spottpreisen lieferten. Grosse Verluste beim Verkauf blieben nicht aus, und es fanden bedeutende Zahlungseinstellungen statt; sie führten aber leider zu keiner Verminderung der Konkurrenz, da nach rasch getroffenen Arrangements mit den Gläubigern die Fabriken mit ihren durch Bankerotte amortisirten Anlagecapitalien in neuen Händen bald wieder von früh bis spät beschäftigt wurden. Durch alle diese Verhältnisse ist die Streichgarnspinnerei in die bedrängteste Lage gerathen und fordert erstens eine Erhöhung des Schutzzolls gegen die belgische Konkurrenz und zweitens eine Verminderung des Kinderschutzes, um es derselben in der unrühmlichen Ausbeutung der Jugendkraft des Volkes nachthun zu können. Zum Glück sind die meisten Spinner pecuniär so gut gestellt, dass sie die schlechten Zeiten ertragen können und kaum einer von ihnen beansprucht Waarencredit. Inzwischen wollen auch die Kammgarnspinner von der vorübergehenden Mode profitieren und fordern z. B. in Lennep einen Schutzzoll gegen Frankreich; die Weber erklären aber, dass eine Erhöhung des Garnzolles die Konkurrenzfähigkeit ihrer Gewebe im Auslande gefährden würde, auf welches ja namentlich die grösseren Firmen angewiesen sind.

Das Resultat aller dieser Ursachen ist die Nothlage der Industrie, wie sie schlimmer und andauernder nie bestanden hat. Im Stadt- und Landkreise Aachen sind von den grösseren Tuchfabriken 8 eingegangen, im Regierungsbezirk vom 1. April 1871 bis zum 31. December 1877: 21 Tuchfabriken, 30 Streichgarnspinnereien, 1 Carbonisiranstalt, 1 Lumpensortirerei, 1 Wollwäsche, 1 Kunstwollfabrik, 2 Kratzenfabriken. In diesen sind die kleinen Tuchwebereien und diejenigen Etablissements nicht eingerechnet, welche längere Zeit stillgestanden haben, aber neuerdings von den früheren Eigenthümern oder von dritten Personen wieder in Betrieb gesetzt worden sind.

Und nicht allein die Tuchindustrie ist es, welche leidet; in noch höherem Grade ist es mit der Kohlen-, Eisen- und Maschinenindustrie der Fall. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen hatten sie alle ihre Betriebe ausgedehnt, und nur wenige hatten noch rechtzeitig ihre Produktion eingeschränkt; die grosse Mehrzahl täuschte sich über die plötzliche Nachfrage und glaubte, der augenblickliche Mehrbedarf an allen Produkten wäre ein dauernder und würde sich steigern. Seit Ende 1873 trat auch hier die Krisis ein, und vom 1. April 1871 bis zum

31. December 1877 sind 15 der Eisenbranche angehörige Etablissements eingegangen oder konnten nur mit namhaften Zuschüssen der Beteiligten einen sehr reducirten Betrieb aufrecht erhalten; nur die Actiengesellschaften, welche direct einen Gewinn nicht abzuwerfen brauchen, arbeiteten weiter.

Auch die Bauten wurden eingestellt und die 70 Bauunternehmer in Aachen und Burtscheid haben fast nichts zu thun. Von 1873—77 nahmen die Neubauten von Wohnhäusern von 155 — 296 — 205 — 120 auf 113 und die für industrielle Zwecke von 18 — 13 — 5 — 4 auf 4 ab.

Die Anzahl der jährlich neu anhängig gemachten Fallimente am Handelsgericht zu Aachen nahm in den Jahren 1873—77 zu von 11 auf 26 — 32 — 49 — 45. —

Welche Wirkung hat diese Erschütterung der Industrie auf die Arbeiter gehabt?

Die Anzahl der industriellen Arbeiter hatte sich in den flotten Jahren ungemein vermehrt. Die Nachfrage nach Waaren stieg ins Ungeahnte, und für die Herstellung derselben waren Arbeiter nothwendig. Der vorhandene alte Stamm reichte nicht hin; die beschäftigungslosen gelernten Arbeiter fanden sofort eine Stellung; indess auch sie deckten nicht im entferntesten den Mehrbedarf nach „Händen“. Nun beginnen fortdauernd steigende Löhne die Arbeiter aus anderen Gewerben, aus der Landwirthschaft, aus entfernten Gegenden herbeizulocken; es nehmen die „Entführungen“ von Mädchen durch Agenten ihren Anfang¹⁾. Um eine grössere Arbeiterzahl zu vermeiden, legt man jedem einzelnen eine höhere Leistung auf; um die höheren Löhne zu umgehen, sucht man die billigere Kraft der Maschine anzuwenden, und die Gelegenheit scheint dauernden Erfolg zu versprechen, um in vielen Gewerben vom Handbetriebe zum mechanischen überzugehen und das grössere Anlagecapital aufs Spiel zu setzen. Aber trotz alledem hört die Nachfrage nach Arbeitern nicht auf; immer mehr machen die neuen und die vergrösserten Betriebe wenn auch nur halbwegs gelernte Hilfskräfte für die geringeren Verrichtungen nothwendig, und diese ungeübten Leute sind wieder nicht im Stande, sofort volle Arbeitsleistung zu liefern. Frauen werden herangezogen und Kinder, welche die Mutter ungern allein zu Hause lässt; wo es nur irgendwie angeht, in den Tuchfabriken und Spinnereien, sucht man diese billigeren Arbeitskräfte in stärkerer Masse heranzuziehen, da sie mit geringerem Accordsatze zufrieden sind und nicht so leicht die

¹⁾ Beispielsweise gingen am 13. Februar 1872 acht, am 1. April sieben Spinnerinnen ohne Kündigung aus Insterburg in Ostpreussen nach Viersen. Die Stadtverwaltung, empört über diese „Entführung“ durch Düsseldorfer Agenten, stellte den Antrag, jene Mädchen per Transport zurückzusenden die Bezirksregierung verweigerte das aber, weil nach rheinischem Rechte eine eventuelle Execution nur auf Schadenersatz gerichtet werden könnte.

Verträge brechen. Die Löhne erreichen eine unerhörte Höhe; aber man braucht „Hände“, sei es von Bauern oder Meistern, sei es von Piemontesen oder Rheinländern, von Weibern oder Kindern: was sie leisten, bleibt sich gleich. Man muss nur darauf losproduciren, soviel man kann, und verkaufen, was man hat; denn gekauft wird Alles. Die Arbeitszeit wird auf 16—17 Stunden verlängert; ja, es wird Nachts und sogar Sonntags fortgearbeitet, bis der Arbeiter zusammensinkend vor Erschöpfung, sich selbst den blauen Montag schafft, da ihm das rastlose Weberschiffchen keine Pause gönnt. Diese „Unzuverlässigkeit“ der Arbeiter und die Beschränkung der Kinderarbeit, das Steigen der Woll- und Arbeitspreise, sie sind der Tropfen Wermuth in den Kelch von funkelndem Golde des Fabrikanten.

Der Glanzpunkt der Konjunktur ist erreicht. Schon werden auf die Erwerbsart der gleissenden Gewinne unheimlich dunkle Schatten geworfen durch die Klagen über den Missbrauch der Kinder- und Frauen-, der Nacht- und Sonntagsarbeit, wie sie in den massenhaften Petitionen an den Reichstag 1872 und 1873 ihren Ausdruck finden, und durch die lauten Beschwerden über die mangelnde technische Bildung der Arbeiter, ihre Vertragsbrüche, über Schwinden von Treue und Glauben in der Gesellschaft.

Im Jahre 1873 tritt der Rückschlag ein. Die Produktion muss eingeschränkt, die Arbeiterzahl vermindert werden. Jetzt hat der Fabrikant die Wahl und beginnt unter seinem Personal die Auslese zu halten. Zuerst werden die schulpflichtigen Kinder entlassen; ihre Hülfe ist entbehrlich, ihre Leistungen sind gering, die Schwierigkeiten ihrer Annahme, die Controle des Schulbesuchs und die polizeiliche „Chicane“ mit der Beschränkung der Arbeitszeit und den Pausen so gross, dass sie zu allererst abgestossen werden. Ihnen folgen die jugendlichen Arbeiter von 14—16 Jahren, welche jetzt leicht durch ebenso billige und leistungsfähigere Erwachsene ersetzt werden können. Dann folgen die Frauen und die neu angenommenen ungelernen Arbeiter. Es wurden Arbeiter beschäftigt in den Fabriken (vergl. Anlage I):

	des Regierungsbezirks im Alter von		der Textilindustrie im Alter von		Summe der jährlichen Contraven- tionen.
	12—14 J.	14—16 J.	12—14 J.	14—16 J.	
1871	589	3211	362	2119	223
1872	582	3718	351	2027	288
1873	574	3955	342	2255	424
1874	560	3440	338	1568	603
1875	550	3468	340	1660	415
1876	275	3454	127	1635	431
1877	123	2327	67	1183	281

In den Hüttenwerken werden zunächst die auswärtigen Arbeiter entlassen, während man die ortsangehörigen nach Möglichkeit beibehält; dann müssen vor den eigentlichen Hüttenarbeitern die Platzarbeiter und Handlanger weichen, die Hüttenarbeiter werden zu Platzarbeitern, die Meister zu Hüttenarbeitern degradirt. In andern Fabriken werden zuerst die schlechtesten, dann die zuletzt angenommenen Arbeiter entlassen. Zuverlässige Nachweisungen über solche Entlassungen, namentlich im Jahre 1874, fehlen; über die seit dem 1. December 1874 stattgefundenen giebt folgende Tabelle annähernden Aufschluss. Es waren beschäftigt Arbeiter am 1. December:

in	1877	1876	1875	1874
Aachen: Textilarbeiter	5596	6152	—	—
Aachen: Nadelarbeiter	2044	2279	—	—
Burtscheid	2436	2566	—	3426
Eschweiler	3720	3530	—	5250
Stolberg und Umgegend	3975	4400	—	4620
Eupen	2011	2147	—	—
auf sämtlichen Kohlengruben	5987	6442	6664	—
davon bei den Gruben selbst .	4958	5564	5629	—

Die verschiedenen industriellen Ortschaften sind nicht in gleichem Masse von den Entlassungen betroffen worden. Stolberg z. B. ist wegen der beispiellosen Vielseitigkeit der betriebenen Gewerbe in der glücklichen Lage, dass selbst bei Krisen die Erwerbslosigkeit weniger akut auftritt als in anderen Orten, wo die Arbeitsgelegenheit eine beschränkte ist. In Düren liegt die Industrie in ausserordentlich capitalmächtigen Händen; sie ist während der Glanzjahre nicht übermässig ausgedehnt und später auch nicht bedeutend eingeschränkt worden. In der Textilindustrie wären die Entlassungen noch viel zahlreicher gewesen, wenn die Fabrikation der Kammgarnstoffe nicht bedeutend mehr Hände beschäftigte als die der glatten Stoffe. Trotz alledem tritt der Rückbildungsprocess heftig genug hervor und würde sich noch greller zeigen, wenn wir das Jahr 1873 zum Ausgangspunkt unserer Vergleichung nehmen könnten.

Nur die alten gelernten Arbeiter werden als Stamm des Betriebes aufbewahrt; sie und die Maschinen sind das eiserne Inventar, dessen die Industrie sich nicht entäussern kann. Aber auch diese Arbeiter sind in ungünstiger Lage. Allenthalben wurden die Accordsätze erniedrigt; in den Steinkohlengruben ging der Durchschnittslohn pro Schicht in den Jahren 1875—77 von 2.82 auf 2.67 und 2.37 Mark, also um 16% herunter; in einigen Maschinenfabriken sind die Stücklöhne um 20% herabgesetzt worden. Freilich wären die Wochenverdienste nicht in gleichem Masse gefallen, weil der

Arbeiter durch intensivere Leistung mehr hätte verdienen können als in der Zeit allgemeiner Verlotterung, wie z. B. in den Kohlengruben bei einer Abnahme der Arbeiterzahl um 10% die Produktion sich nur um $1\frac{1}{2}\%$ vermindert hat; — aber auch das wurde unmöglich durch die grosse Reduktion der Arbeitszeit. Die grösste Kohlengrube im Wurmrevier, welche mehr als ein Drittel aller Bergleute beschäftigt, setzte den Schichtlohn nicht allein auf 2.35 M. herab, sondern war auch ausser Stande, mehr als 20, oft nur 16—17 Schichten in manchen Monaten verfahren zu lassen. In den Maschinenfabriken wurde die übliche Arbeitszeit von 10 auf 8—7, in den Tuchfabriken von 14 auf 12—11 Stunden verkürzt, und nur wenige Etablissements konnten mit voller Kraft fortarbeiten; eine ganz ausserordentliche, durch eine günstige Konjunktur für Blei erklärliche Ausnahme bildet der Mechnicher Bergwerksverein, welcher seinen Schichtlohn von 2.40 M. im Jahre 1876 nur um 7 Pf. im folgenden Jahre herabgesetzt hat.

Aus solchen Reduktionen der Accordsätze und der Arbeitszeit ergibt sich denn auch das Sinken des Wochenverdienstes. Derselbe betrug in Aachen 1872 gegen 1878 bei einem Spinner 18 gegen 9, einem Maschinenweber $15-16\frac{1}{2}$ gegen 10, einem Rauher, Scherer und Presser 12 gegen 9, einer Droussirerin und einem Fadenkinde $7-7\frac{1}{2}$ gegen 5 Mark. In einer Fabrik für feuerfeste Steine zu Eschweiler hatte der Verdienst in der ersten Decemberwoche betragen von 1868—73 steigend 9.30—9.80—11.00—11.10—12.10—14.70 Mark, von 1874 bis 1877 fallend 14.60—13.20—12.80—11.80 Mark. Die Tagelöhne für Maurer sanken in Aachen 1872—75 von $3\frac{1}{2}-4$ auf $2\frac{1}{2}$ Mark, für Handlanger von $2\frac{1}{2}-3$ auf 1.60—1.70 Mark. Am fühlbarsten, weil zuerst am energischsten und weil die Arbeiter am wenigsten darauf vorbereitet waren, trat der Nothstand im Winter 1876—77 auf; nicht gelinder war der folgende Winter. Im Allgemeinen wird man behaupten können, dass die Lohnreduktion vor dem Zehnmarkstück wöchentlich, dem unumgänglichen Minimum für Fristung des nackten Daseins, Halt gemacht hat, in vielen Fällen aber, wie gleich nachgewiesen werden soll, selbst unter dasselbe herabgegangen ist.

Der Arbeiterstand hat sich überall schweigend seinem Schicksal unterworfen; nur in Bardenberg und Herzogenrath haben bei Entlassungen von Bergleuten unbedeutende Excesse stattgefunden. Ueberall anderweit hüteten sie sich, durch Widerspruch ihre Arbeitgeber zum Entziehen der Beschäftigung zu veranlassen, und fügten sich allen ihren Forderungen. Auch das Gewerbegericht erhielt weniger zu thun; denn vor die Vergleichskammer gelangten in den Jahren 1871/72 bis 1876/77 zur Verhandlung 328—291—307—285—278—248 Sachen.

Wo bleiben nun die entlassenen Arbeiter? Die Fremden

aus Holland und Westpreussen haben sich zurück in ihre Heimath begeben, die Einheimischen aus der Eifel fast alle wieder Beschäftigung in der Land- und Forstwirthschaft gefunden; die Arbeiterinnen sind bemüht, Gesindedienst zu nehmen; andere Frauen, welche sonst keinen Erwerb zu suchen brauchten, versuchen jetzt Tagelohnarbeit zu erhalten oder gehen Kräuter suchen. Tausende anderer Arbeiter finden aber in ihrer Heimath keine Beschäftigung, und am gedrücktsten sind die hausindustriellen und die Fabrikarbeiter in der Textil- und Nadelindustrie; sie sind in den Städten und Dörfern ansässig, haben daselbst ihre Familien; ihr ganzes Dasein ist bereits seit Jahrzehnten auf die Industrie eingerichtet, und sie können es nicht anderweit zu verbessern suchen.

Einen Theil der Entlassenen finden wir bei den Wege-, Brücken- und Eisenbahnbauten wieder, welche der Staat und die Gemeinden jetzt zu billigen Preisen ausführen und dadurch die Armenkasse vor einer Belastung durch reine Almosen schützen. Häufig haben die Gemeinden grosse Schwierigkeiten zu überwinden, um die Bauten durchzusetzen und das Capital zu beschaffen; sie fassen daher dieselben als einen Act der Gnade gegenüber den Arbeitern auf, während es doch eine staatlich ihnen auferlegte Verpflichtung ist, ihre Armen zu versorgen. Ihrer Auffassung entsprechend sind die Tagelöhne sehr niedrig bemessen; ich habe solche von 1,25 M. gefunden; sie glauben, das sei schon viel, wie denn eine Gemeinde ihren Erlass über den Wegebau mit den Worten anhebt: Es wird vorausgesetzt, dass die Arbeiter, die gewährte Begünstigung anerkennend, u. s. w. In der Stadt Aachen finden wir z. B. in den Monaten Januar bis April 1878 etwa 105—125 Arbeitslose beim Abtragen des Walls, bei Strassenbauten, bei der Kanalisirung und als Gassenkehrer wieder; andere werden beim Bergwerk Altenberg zum Aufsuchen neuer Galmeigruben benutzt. Doch diese Arbeiter sind fast alle solche, die früher in Berg- und Hüttenwerken und im Baugewerke beschäftigt waren; die eigentlich feinen Handarbeiter, wie Spinner, Weber, Nadler und ähnliche zögern, sich solchen Beschäftigungen zuzuwenden und auch mit vollem Recht; denn ein solches Verfahren wäre ein wirtschaftlicher Selbstmord. Beruht ja doch in zahlreichen Gewerben die einzige Quelle der Ernährung auf der Geschicklichkeit und Feinfühligkeit der Hand, welche sie bei Erdarbeiten bald einbüssen würden. Ausserdem sind sie, an die heisse Luft der Fabrikräume gewöhnt, von so schwächerer Konstitution, dass sie unfehlbar den Einflüssen der Witterung erliegen würden. Diese Arbeiter bleiben, was sie durch die Entlassung wurden: Arbeitslose, Verdienstlose, Arme!

Jetzt beginnt, wie überall nach Krisen, die Periode der Armensuppen mit „nahrhafter Kost“, der Vertheilung von Brot, der Spenden von Almosen, der Subscriptionen und öffentlichen

Aufrufe, — alles Mittel und Mittelchen gutherziger und mitfühlender Menschen, welche entsetzt zurückschauern vor dem namenlosen Elend, von welchem der Zufall die Decke hinwegzog. Aber was wollen die paar Brote unter so viel Tausende! Ueberall muss die Gemeinde helfend eintreten: in Burtscheid gibt es 50—60, in Eschweiler 30, in Eupen 51 aussergewöhnlich unterstützte Familien. In der Stadt Montjoie, welche überhaupt im Rückgange ist und von 3000 auf 2000 Einwohner abgenommen hat, von denen drei Fünftel der besitzlosen Arbeiterklasse angehören, waren Ende 1877 etwa 200 Personen ohne Beschäftigung und mussten die öffentliche Armenpflege mehr oder weniger in Anspruch nehmen. Vor allem hat in Aachen diese Masse arbeitskräftiger und arbeitslustiger, aber notorisch arbeitsloser oder bei ihrem Lohne hungernder Armen eine Umwälzung in den Grundprincipien der Armenverwaltung hervorgerufen. Ihr früherer Grundsatz, wonach ein arbeitsfähiger Mann sich selbst und ein rüstiges Ehepaar eine kleine Familie zu ernähren im Stande sein mussten, ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Anzahl der unterstützten hausarmen Familien wuchs in den Jahren 1873—77 von 1.364 auf 2.255 und die Zuschüsse der Stadt zur Armenverwaltung von 198.166 auf 275.056 M.; 10% der städtischen Bevölkerung empfängt Armenunterstützung. Dazu kommen die nicht unbeträchtlichen Gaben des Elisabeth- und des Vincenzvereines, welch' letzterer im Jahre 1875 225, 1876 305 Familien unterstützte.

Solche Fürsorge wird aber nur in der Stadt getroffen; auf dem Lande geschieht fast gar nichts für die Armen, und die Gemeinden suchen alle Kranken und Unterstützungsbedürftigen zu vertreiben. Das gelingt ihnen dadurch, dass sie denselben einfach nichts geben und sie damit zwingen, in die Stadt zu pilgern. Hier melden sich diese Armen manchmal als hilfsbedürftig an und werden mit Ausweisung bedroht; dann verzichten sie schleunigst auf die Unterstützung und versuchen zwei Jahre lang sich durchzubetteln, um endlich den Unterstützungswohnsitz zu erwerben. Die Armenverwaltung ist diesem Manöver gegenüber sehr empfindlich und sucht sich solche Prätendenten an ihre Kasse fernzuhalten. In den fünf Jahren 1872—77 wurden in Folge nothwendig gewordener öffentlicher Unterstützung aus Aachen ausgewiesen vor Ablauf eines einjährigen Aufenthalts als fremde Ortsangehörige 104 und als Landarme 47, ferner innerhalb eines ein- bis zweijährigen Aufenthalts 37, beziehungsweise 17, zusammen 205 Personen. Von diesen waren 30 Personen bis 22 Jahr alt, 14 im Alter von 23—26 Jahren und 161 über 26 Jahr alt. Für 296 Ortsfremde, welche mit 6.828 Mark unterstützt worden waren, erhielt man die Kosten nicht zurück. Das Zuströmen aus den ländlichen Ortsarmenverbänden nach Aachen nahm in den Jahren 1871 bis 1876 bedeutend zu; diese Verbände wurden auf Grund des

§ 31 des Reichsgesetzes vom 6. Juni 1870 gezwungen, an Hilfsbedürftigen zu übernehmen: 3—6—10—7—27—30, zusammen 83 Personen, während die Stadt nur 3 aus den Ortsarmenverbänden zu übernehmen hatte. Die Kosten, welche die ländlichen Verbände an Aachen für Unterstützung Hilfsbedürftiger rückerstatten mussten, stiegen von 794—713—1402—1593—5485—4509, zusammen 14.496 M. gegen 1177 M., welche Aachen an jene zahlte.

Glücklich diejenigen, welche Beschäftigung bei Bauten finden oder Armenunterstützung empfangen; sie sind vor der bittersten Noth wenigstens gesichert. Wehe aber den andern, welche solche Nahrungsquellen nicht finden! Zu Hause haben sie nichts, oder ihre Arbeit ist so schlecht gelohnt, dass der Verdienst der aufgewendeten Mühe nicht entspricht; sie ziehen hinaus ziel- und planlos in die Fremde, nicht um ihr Glück zu machen, sondern um Arbeit zu suchen. Wer gibt ihnen aber Arbeit? Niemand! Da wird aus dem arbeitssuchenden, nahrungslosen Manne ein Bettler, — wenn er keine Wohnstätte findet, ein Obdachloser, — wenn er keine Papiere mit sich führt, ein Vagabund. Nun wird er Gegenstand der Aufmerksamkeit der Polizei; die Gensdarmen fahnden auf die Landstreicher. In die Stadt hüten sich diese zu kommen, da fallen sie den wachsamen Schutzleuten gar zu leicht in die Hände; das platte Land aber bis zur holländischen Grenze ist überschwemmt von arbeitskräftigen, arbeitslustigen, arbeitslosen Frauen mit dem Bettelkorbe und Männern am Bettelstabe.

Es betrogen in Aachen :

in den Jahren	die von der Armenverwaltung unterstützten hausarmen Familien	die Zuschüsse der Stadt zur Armenverwaltung Mark	die Gaben des Vincenzvereins Mark	die aufgegriffenen		
				Bettler	Obdachlosen	Landstreicher
1870	1691	158348	14549	47	112	16
1871	1487	191619	13513	33	103	7
1872	1413	[198897]	11084	76	103	3
1873	1364	[198666]	13558	40	89	10
1874	1511	198198	10599	—	—	—
1875	1608	188553	14350	—	—	—
1876	1767	249968	17298	151	128	25
1877	2255	275056	—	328	113	34

Glücklich auch diese Leute, welche arm, aber immerhin noch ehrlich ihr nacktes Dasein fristen. Jedoch auf dieser Stufe macht das Elend Halt und begegnet schaudernd dem Laster und dem Verbrechen. Die Arbeitslosen nehmen ihr Standquartier in der Kneipe, die Bettler finden ihr Obdach in der Gastwirthschaft; losgerissen von Familie und Heimath, bleibt ihnen ein einziger Genuss: das Trinken. Der Kleinbürger,

der sonst alle Beschäftigung verloren, etablirt sich schon der bequemen Lebensweise wegen als Wirth, und in Folge einer verfehlten Gesetzgebung vermehren die Wirthschaften gerade während der schlechten Zeit sich ganz ausserordentlich. Die Wollust, deren Befriedigung dem Manne Geld kostet, bietet dem Weibe lohnenden Erwerb. Das Mädchen, welches früher als rein galt, sucht sich jetzt einen Liebhaber, und treten die Folgen des Verhältnisses ein, so können sie beim geringen Verdienst sich doch nicht heirathen. Die Eheschliessungen nehmen ab, die Zahl der unehelichen Geburten vermehrt sich. Das Mädchen, welches früher einen einzigen Geliebten besass, gehört jetzt der ganzen Welt; noch nie sah man im Zwielflicht des Lampenscheins so viele unstät über den Friedrich-Wilhelmsplatz streichen, noch nie hat die Polizei so viele aufgegriffen und registirt als heute. Und auf dem Lande, wo dem Bettler hohnlachend die Thür vor der Nase zugeschlagen wird, da ergreift ihn bitterer Hass gegen den Verweigerer des Almosens oder des doch so berechtigten Stückchens Brot; aus Rache ergreift er die Fackel und steckt das Haus in Brand (wie es im Kreise Erkelenz geschehen). Andere brechen das Gesetz und — nehmen. So lauert in düsterer Ferne als letztes Asyl für die Arbeitslosen in der Krisis die Kneipe, das Huren- und das Zuchthaus!

Hier für die Stadt Aachen der Beweis in Zahlen!

Jahr	Eheschliessungen	Uneheliche Geburten	Aufgegriffene Dirnen		
			im Winter	im Sommer	zusammen
1870	597	110	21	12	33
1871	590	86	6	34	40
1872	785	94	17	20	37
1873	736	96	19	28	47
1874	736	105	23	46	69
1875	732	112	12	26	38
1876	634	128	20	43	63
1877	630	132	45	56	101

Jahr	Gastwirthschaften	Schankwirthschaften	Kleinhandlungen mit Branntwein	Diebstähle	Sonstige Polizeivergehen
1870	160	177	114	113	834
1871	160	198	116	202	836
1872	—	—	—	203	768
1873	183	187	111	192	660
1876	276	167	119	268	1285
1877	305	167	114	304	1332

IV. Die Lage der Arbeiter.

Suchen wir sie auf, die wandernden Arbeiter, die Bettler und Vagabunden! Eine Häuslichkeit haben sie nicht; da draussen am Kölnthor bei Classen-Kolberg, bei Küppers und Varre sind ihre Herbergen. Die „gute Stube“ ist auffallend reinlich, die Tapeten sauber; hier das Vorbild so manchen Zechers, der trinkende König von Thule, dort die Büste des Kaisers, in der Ecke ein kleines Billard. Man würde völlig fehlgreifen, wenn man mit seiner Phantasie sich abscheuliche Schnapshöllern ausmalen wollte; selbst das Publicum geberdet sich durchaus anständig und unterhält sich mit gedämpfter Stimme. Aber der durchbohrende Blick des Polizeikommissars dringt in das Innere eines Jeden: der Zuchthäusler von zehn Jahren fährt erschreckt zusammen und versichert, dass er nunmehr hier Arbeit gefunden habe; einige notorische Diebe vertiefen andachtsvoll ihre Nase in die Gläser; die öffentlichen Dirnen springen auf und entfernen sich schleunigst; die Landstreicher blicken unstät hin und her; nur die ehrlichen Bettler und beschäftigungslosen Arbeiter schauen offen ins Gesicht. Nur wenige sind in der Lage, für fünf Pfennige sich ein Gläschen Schnaps zu kaufen; lautlos starren die Meisten vor sich hin und erheben den Blick nur, um wehmuthsvoll den Tropfen des Feuertrankes nachzuschauen, die hinter den Lippen des Bemittelteren verschwinden. An der Wand, in der Nähe der Thür, sitzen auf der Armensünderbank einige Greise. Was treibt Jhr hier? Habt Jhr keine Beschäftigung? Wir wirken nicht mehr! lautet die Antwort. Der eine erklärt: „Ich habe fünfzig Jahre lang gewirkt, Herr Kommissar, und führe die besten Zeugnisse, — hier! (er weist sie vor); nun bin ich über 60 Jahre alt und Keiner will mich mehr beschäftigen. Der gute Wirth erlaubt mir wenigstens, hier zu schlafen!“

In all dem Elend noch Klassenunterschiede! Im vorderen Zimmer nur Proletarier, im hintern beim Wirthe die bessern Leute mit dem „werthen Namen“, den sie flink ins Fremdenbuch eintragen können; sie vermögen noch ein Abendessen zu bezahlen, trinken sogar ein Gläschen Bier und gehen dann auf ihr Lager. Die Aermsten, die den früher getrunkenen Branntwein noch nicht berichtet haben, wagen nicht einmal einzutreten; sie klopfen an das Guckfensterchen und müssen vorher auf das Brett die Pfennige hinzählen.

Gegen 10 Uhr lichtet sich der Saal. Die eine Gruppe verlässt das Haus, die andere zahlt die 15 Pfg. für das Nachtlager und stolpert die steile Stiege hinauf. Oben ist Zimmerchen neben Zimmerchen, in jedem ein paar Betten, welche wöchentlich rein überzogen werden oder — auch nicht. Jetzt ruht jeder Schläfer im eigenen Bette, und höchstens 20 bleiben

im Wirthshause über Nacht; in der flotten Zeit aber stieg ihre Zahl oft über 100, und im grossen Saale lagerten sie in Stroh auf dem Boden. Dann gingen sie des Morgens aus, suchten und fanden auch bald eine Stelle. Heute hält das schwer, und ohne Arbeit und ohne Geld ziehen sie des Morgens aus, um zu „fechten“; sie kaufen nämlich beim Bäcker ein paar Semmeln und erbetteln sich dazu einen Topf Kaffee, der ihnen ortsüblich auch gereicht wird. Zu Mittag kaufen sie sich in der Herberge Kartoffeln mit einer Sauce übergossen für 10 Pfg.; die glücklicheren können für 40 Pfg. ein Mahl aus Suppe, Gemüse und Fleisch bestehend, geniessen. Reisende Mädchen gibt es wenige, und jeder Wirth leugnet, sie aufzunehmen: wohl habe sie aber noch sein Nachbar. In der That ist das fast alles nur Gesindel.

Modern angelegte Stadttheile mit besonderen Arbeiterhäusern gibt es in Aachen nicht; auch hat weder eine lebensfähige Baugenossenschaft noch eine wohlthätige Actienbau-gesellschaft bestanden; nur ein einziger Fabrikant hat seinen Arbeitern einige Häuser erbaut; es ist Herr Lammertz. Vor etwa 30 Jahren war Aachen noch die alte Stadt wie nach dem Brande von 1656; die Wälle umschlossen Arm wie Reich, und der Unterschied des Vermögens kam noch nicht in der Trennung der „fashionablen Welt“ von dem Proletariate äusserlich zur Geltung. Damals gab es leerstehende Häuser und freie Plätze, traurige Zeugen einer grossen Vergangenheit, noch genug in der innern Stadt, und es war ein Ereigniss, wenn ein Gebäude neu aufgeführt wurde. Da stieg in Folge des glücklichen amerikanischen Geschäfts die Arbeiterzahl, die Bevölkerung wuchs zusehends in den 1840er und 1850er Jahren, und es ergaben sich Wohnungsverhältnisse, die an Elend und Entsetzen die heutigen weit übertroffen haben sollen. Erst in den 1860er Jahren erwachte die Baulust, und nun entstanden rasch ganze Stadtviertel im Osten und Süden der Stadt. Es begannen die Wohlhabenden vom übrigen Volke sich zu trennen und in die Vorstädte zu ziehen, wo in den schönen dreistöckigen und dreifenstrigen Häusern nach belgisch-englischer Sitte meist eine Familie für sich wohnt. Die innere Stadt Aachen blieb den Krämern, Handwerkern, Arbeitern einerseits, den Badegästen, Hotels und Magazinen andererseits überlassen; namentlich die Gegend westlich von der Jacobstrasse und Sandkaul kann als Sitz der Arbeiterbevölkerung von etwa 30,000 Seelen gelten.

Die Strassen sind hier unregelmässig, aber breit, die Häuser neu, höchstens 20—30 Jahre alt; aber es sind bereits Speculationsbauten, die das Terrain möglichst auszunutzen streben. Die Höfe sind ganz unzulänglich. Treten wir ein in das Haus der Königstrasse Nr. 1; dort hat der Hof die Form eines schmalen, lang gestreckten Rechtecks, welches unter

rechtem Winkel zwei Mal ein Knie macht; die Breite misst kaum zwei Schritt, und an der geräumigsten Stelle wird sie noch durch eine Mauer durchschnitten, da dieser Raum zwei Häusern als Hof dient. Nebenan ist die „Arche Noäh“, ein Zellenhaus in der Form eines weit in den Hinterhof sich erstreckenden Rechtecks mit zwei quadratischen Höfen von je vier Schritt, während zu allen Seiten die in der Strasse üblichen vier Stockwerke emporstarren, verziert durch die zum Trocknen herausgehängten zerlumpte Hemde, Hosen und andern nicht verpfändbaren Kleidungsstücke. Selbst in der jüngsten Zeit hat man nichts in dieser Beziehung gelernt; denn bei einigen ganz neuen Häusern am Kölnsteinweg ist das Verhältniss des Hofes zur bebauten Fläche 1: 12, am Steffensplatz sogar 1: 16,7¹⁾; der Mangel einer Bauordnung tritt fühlbar zu Tage. Im Innern des Hauses bildet jede Zelle eine Arbeiterwohnung; sobald die Familie etwas zahlreich ist, erscheint die Stube überfüllt; ja, es haben mir glaubwürdige Männer, deren Zeugnis durch keinerlei Sympathieen für Arbeiter verdächtig erscheinen könnte, wiederholt versichert, dass bei der Volkszählung 1871 vielfach in Einem Zimmer zwei Familien angetroffen worden sind, welche ihren Antheil an der Stube durch Kreidestriche abgetrennt hatten. In solchen Räumen wohnen, kochen und schlafen die Armen. Da sind die beiden Häuser an der Königstrasse, die einzigen Ueberbleibsel aus der Zeit vor 1656, trotz ihrer Baufälligkeit, ihren niedrigen Decken, kleinen Fenstern und wahren Hühnersteigen doch noch geräumiger im Innern, mit freiem Blicke auf den Garten. Sie waren eben noch für selbständige Handwerkerfamilien der alten Zeit eingerichtet; die modernen Speculationsbauten sind es nur für „Arbeiter“ und suchen aus der möglichsten Parzellirung der Wohnelasse den grössten Nutzen zu ziehen.

In diesen Räumen, welches Elend! Hier eine Frau, welche sich einsam auf dem Schmerzenslager wälzt, während der Mann dem Erwerb in der Fabrik nachgehen muss; dort ein rheumatischer Greis, von Weib und Kind verlassen; je höher man steigt, desto grösser wird das Elend. Endlich auf der Dachkammer macht es Halt, hier kann es nicht mehr übertroffen werden: ein enger quadratischer Raum von fünf Schritt im Durchmesser, so niedrig, dass der Hut fast die Decke berührt; an der Wand in einem Baumstumpf ein mehrfach zerbrochenes Glas, welches rücksichtsvoll das blasse Antlitz nicht mehr widerspiegeln will, dann ein hinkender Tisch und ein breites Bett als einziges Ameublement! In diesem leeren Raume ohne Spur irgend einer Behaglichkeit und eines Schmuckes sitzt beim zappelnden Säugling eine abgehärmte Frau und sucht

¹⁾ (Dr. de Bey): Zur Kritik des Verwaltungsberichts, Aachen 1877, S. 7.

es zu stillen; lauter schreit das Kind, wieder reicht die Mutter ihm die Brust, und das Kind saugt und saugt; doch keine Nahrung entquillt derselben; immer unruhiger wird es, immer mehr magert es ab: die Mutter merkt nicht, dass das Kind an ihrer Brust — verhungert. Nachts bevölkert sich der Raum; der Mann, ein durch die Krisis arbeitslos gewordener Nadler, kehrt zurück von seinen vergeblichen Gängen um Beschäftigung; die sechs anderen Kinder kommen vom Spiele auf der Gasse zurück und drängen sich um die wenigen „Erdäpfel“ und das Brot, welches der Armenpfleger ins Haus gebracht hat. Dann werden die Strohsäcke unter dem Bette hervorgezogen, und bald wälzen sich die neun Personen in engen, dumpfen Raume. Kein Fenster zum Lüften ist da, nur oben im Dache eine Luke von $1\frac{1}{2}$ Fuss Länge und $\frac{1}{2}$ Fuss Breite; auf diese Scheibe prasselt die ganze Nacht der Regen, und durch dieses Guckloch brennt den langen Tag über die Sonne; — doch mag sie scheinen tagelang, jahrelang, sie bringt sie endlich heraus: all die Noth, die hier verborgen!

Ist dieses Bild auch der Höhepunkt des Elends, das ich auf meinen Wanderungen durch die Aachener Arbeiterquartiere entdeckte, sehr viel besser ist es in den meisten Strassen der innern Stadt nicht. Meist in den Stuben dieselbe Blösse, in den Höfen der gleiche Gestank, vor den Thüren die abgehärmten Mütter mit den unglücklichen Kleinen und auf den Strassen die zahllosen Kinder, welche sich umhertummeln und spielen. Man liebt in Aachen diese zahlreichen Kinderschaaren auf den Strassen nicht. Aber wo in aller Welt sollen die Kinder spielen als hier? Es fehlt in der innern Stadt durchaus an freien Rasen- und Spielplätzen. Die schönen Wäldchen vor den Wällen sind ausgerodet, die Hügel versetzt; breite Promenaden sind da entstanden. Aber in diese breiten, geraden, styllosen Alleen kommt die Masse des Volkes nur am Sonntag Nachmittag; Ruhebänke und Spielplätze fehlen; arme Kinder, die allein sich dahin in der Woche verirren, würde der Schutzmann wohl bald nach Hause weisen. Milder ist die Praxis im grossartigen Spitalgarten vor dem Thore; dort hat man einen Spielplatz von 10 (!) Schritt Durchmesser eingerichtet, aber auch nur für solche Kinder, welche ein ärztliches Zeugniß darüber mitbringen, dass ihr Gesundheitszustand den Aufenthalt in frischer Luft erfordert, und welche in voller Toilette und unter Aufsicht erscheinen. Da bleibt dann den meisten Arbeiterkindern kein anderer Tummelplatz als die Gasse, und da das Pflaster auf diesen ehemaligen Staatsstrassen so entsetzlich ist, dass es vielmehr Trümmerhaufen zusammengerollter Feldsteine gleicht, in denen das Wasser nicht ablaufen kann, sondern sich ansammelt und zu stinken beginnt, so spielen die Kinder in diesen Pfützen und Gossen. In diese Strassen dringt kein Unberufener; über Stein- und Kinder-

haufen muss er mühsam dahinstolpern, und ein Gang dorthin gleicht einer Reise in zweideutige Gegenden, von der man in guter Gesellschaft sich nicht unterhält.

Die Uebervölkerung in den Arbeiterstrassen mit ihren schmalen, nicht sehr grossen Häusern ist eine ganz ausserordentliche und sticht grell ab von den Strassen der fashionablen Welt. Es wohnten ¹⁾ Personen pro Haus in der

	1875		1864/7	1875
Alphons - Str.	6,5	Veen - Str.	26,1	41,7
Harscamp - Str.	6,5	Vaelser - Str.	24,8	36,8
Heinrichs - Allee	6,6	Berg - Str.	28,1	34,9
Hoch - Str.	6,7	Peter - Str. a.	19,4	31,2
Wall - Str.	7,0	(am Thore) b.	19,4	17,2
Mariahilf - Str.	8,4	König - Str.	25,2	29,6
Casino - Str.	8,4	Rosgasse	23,8	27,4
Theater - Str.	9,3	Sandkaul	27,4	27,0
Lousberg - Str.	9,4	Mörgensgasse	16,6	24,9
Schützen - Str.	10,1	Ros - Str.	25,4	24,1
Bahnhof - Str.	10,9	Jacob - Str. Obere	20,3	22,2
Heppion 1864/7	5,2	„ „ Untere	19,3	22,1
Felsgasse 1864/7	5,0	Rudolf - Str.	—	21,8
„ „ 1875	6,7	Otto - Str.	—	20,2

Die Extreme berühren sich hier, wie so oft. Die günstigsten Wohnungsverhältnisse zeigen die Felsgasse und früher das Heppion, die beiden verrufenen Strassen der Stadt, am Ein- und Ausgange von Schutzmannern bewacht, von aller Welt gemieden, mit ihren grösseren Räumlichkeiten für die zu erwartenden Besucher. Daran schliessen sich der neue Stadttheil zwischen dem Theater und Burtscheid und die Strassen und Alleen in den Neuanlagen; hier wohnen die Wohlhabenden und Reichen, je 6—10 Einwohner auf das Haus. In den Arbeiterstrassen steigt das Verhältniss auf 20—40. Und bei genauerem Nachforschen gestaltet sich dasselbe noch ungünstiger; in den Arbeiterstrassen zerstreut, finden sich nämlich auch Häuser von Reichen und Wohlhabenden, Schulen, öffentliche Gebäude, Geschäftshäuser mit geringerer Einwohnerzahl. Geht man auf die eigentlichen Arbeiterhäuser ein, für welche das Material leider nur nach Zählbezirken vorliegt, so ergaben sich am 1. December 1875 Einwohner pro Haus in der

¹⁾ Dr. de Bey: Die intermittirenden Fieber. Aachen 1877, S. 29. Seinen Zusammenstellungen liegen die Angaben der Polizei über die Häuserzahl von 1864 und die Einwohnerzahl von 1867 zu Grunde. Die Tabellen für das Jahr 1875 habe ich selbst nach dem Actenmaterial angefertigt, welches nach Zählbezirken auf dem Rathhause vorliegt. — Bei meinen Wanderungen habe ich namentlich im Herrn Caplan Jansen von St. Paul einen ebenso liebenswürdigen wie für das Loos des Armen warm fühlenden Führer gefunden.

Königstrasse Hausnummer	Sandkaul Hausnummer	Rosgasse Hausnummer	Vaelserstrasse Hausnummer
1—3: 56,2	65—69: 38,5	1—3: 68,5	18—20: 75
5—7: 68,5	71—75: 46,3	5— ⁵ / ₂ : 62	22—26: 50
11—17: 42,5	77—79: 51,0	Rostrasse	
10—14: 55,0	30—34: 55,0	29: 83	
		31—33: 85,5	

Nach dem Verwaltungsberichte des Oberbürgermeisters für 1876 hatte Aachen die ungünstigsten Wohnungsverhältnisse. Auf ein Wohngebäude oder sonstigen Aufenthaltsort kamen in

Aachen . . .	3,48	Haushaltungen mit	15,41	Personen,
Barmen . . .	3,46	" "	16,13	"
Elberfeld . . .	3,23	" "	14,73	"
Düsseldorf . . .	2,94	" "	14,09	"
Köln . . .	2,65	" "	12,28	"
Crefeld . . .	2,58	" "	11,74	"

Das Haus ist zu Vergleichen allerdings ein ungeeigneter Massstab, und Aachener Bürger werden mit Recht daran erinnern, dass in den Zählbezirken mit so auffallend grosser Einwohnerzahl eine Hausnummer oft zwei und mehr grosse Wohnkasernen im Hinterhof umfasst. Ich bin daher so weit, als es thunlich war, auf die Anzahl der bewohnten Räume eingegangen; da ergaben sich Einwohner auf einen bewohnbaren Raum (Zimmer, Kammer, Küche) in der

Sandkaul	2,3	Berg-Str.	3,6
König-Str.	3,0	Hoch-Str.	0,53
Peter-Str. von Nr. 76/77 bis zum		Theater-Str.	0,55
Thore	3,3	Schützen-Str.	0,77

Die Ungleichheit der Wohnverhältnisse tritt nach dieser Tabelle noch klarer zu Tage. Von den reichen Leuten auf der Hoch- und Theaterstrasse hat ein jeder zwei Räume zum ausschliesslichen Gebrauch, während in den Arbeiterstrassen durchschnittlich 2,3 — 3,6 Personen in einer Stube hausen. Noch schlimmer ist es in den eigentlichen Arbeiterhäusern, welche ich leider nur nach Zählbezirken zusammengefasst angeben kann. So kamen auf den bewohnbaren Raum in der

Sandkaul		Peterstrasse	
in 9 Häusern . . .	3,0 Einwohner	in 2 Häusern . . .	4,2 Einwohner
" 5 " . . .	3,3 "	" 2 " . . .	4,3 "
" 7 " . . .	3,6 "	" 4 " . . .	5,4 "
" 3 " . . .	4,1 "	" 3 " . . .	6,3 "
Königstrasse		Bergstrasse	
in 5 Häusern . . .	4,0 Einwohner	in 5 Häusern . . .	4,0 Einwohner
" 8 " . . .	4,6 "	" 5 " . . .	5,0 "
" 4 " . . .	4,9 "	" 4 " . . .	8,1 "
" 4 " . . .	5,5 "		

Dem gegenüber die Hoch- und die Theaterstrasse mit 0,5 Personen auf den bewohnbaren Raum, — welcher Kontrast

Jene in engen niedrigen Stuben ohne Luft und Licht und ohne Höfe, diese in hellen Sälen mit dem Ausblick auf den Garten!

Es sind die ärmsten der Armen, welche in dem geschilderten Stadtviertel wohnen, und je ärmer sie sind, desto tiefer in die Hintergebäude oder höher hinauf in die Dachkammern ziehen sie. Hier sucht sie niemand anders auf als der Caplan, der Arzt und der Armenpfleger, der Steuerbote, der Executor und der Schutzmann, — alle Andern schaudern zurück vor dem Elend. Vielfach wird der Menschenkenner in diesen Räumen die eigene Schuld der Betreffenden mit entdecken können; die fähigen, die fleissigen Arbeiter wohnen, wie wir gleich noch sehen werden, in der Regel besser. Aber ebenso oft wird er bei genauester Nachforschung auf zufällige Unglücksfälle als Ursache stossen. Und überall wird ihm die furchtbare Rückwirkung der Konjunktur entgegentreten. Die gute Konjunktur zieht schaarenweise Familien nach unsern Industriezentren, die nach beendeter Kampagne ohne Dank für die Vermögen, die sie zu bilden geholfen haben, entlassen werden und sich, wo sie wollen, ein ferneres Unterkommen suchen können, bis eine günstige Konjunktur ihre Hülfe wiederum nothwendig macht oder sie unterdess verderben, sterben.

Weil diese Familien so arm sind, wohnen sie auch verhältnissmässig sehr theuer; die Versicherungsprämien gegen das „Rücken“ sind bei ihnen sehr hoch bemessen. In der Regel scheuen die Hausbesitzer die directen Verhandlungen mit solchen Leuten und vermietten oft das ganze Haus einem Krämer, welcher am Eingange seinen Laden hält. Während der flotten Zeit war die Tendenz der Miethpreise eine steigende, und sobald der Besitzer merkte, dass der Krämer zu hohe Aftermietten nahm, erhöhte er auch flugs seinerseits die Miethe und hielt dadurch den Gewinn desselben auf einer mittleren Höhe; in jedem Falle hatte jener freie Wohnung. Als nun aber der Rückschlag eintrat und die Miethpreise zu sinken begannen, da lag dem Hausbesitzer alles daran, das alte Verhältniss beizubehalten, und er überliess dem Krämer die Aftermieter zu voller Ausbeutung. Jetzt sind auch die Arbeiter vollkommen wehrlos; sobald eine Lohnreduktion, Entlassung oder Krankheit eintritt, sind sie nicht in der Lage, ihre Miethe zu bezahlen, und gerathen beim Krämer in Schulden. Aber selbst wenn das nicht stattfindet, ist eine ganz übliche, stillschweigende oder auch ausdrückliche Bedingung beim Miethen, dass der Arbeiter sämmtliche Waaren vom Krämer beziehen muss. Nunmehr beginnt ein schändlicher Wucher durch Lieferung von schlechten Waarenqualitäten zu hohen Preisen, und namentlich die verschuldeten Mieter verfallen einer förmlichen Sklaverei, aus welcher sie sich in keiner Weise loskaufen können.

Durch eine solche künstliche Vertheuerung ihrer Lebensmittel und Miethen werden zahlreiche arme Familien vollends ruinirt. Verhältnisse dieser Art sind überaus häufig, und was das schlimmste ist, sie gelten in den Augen der Betreffenden nicht einmal als etwas schlechtes. Es ist mir von glaubwürdiger Seite ein sehr frommer Krämer gezeigt worden, der Sonntags aus freien Stücken den Küster spielt, sich aber nicht scheut, 16 Familien wie Leibeigene zu behandeln. Nicht viel besser ist das Verhältniss dann, wenn der Krämer zwar nicht Miether des Hauses ist, aber im Auftrage des Hausbesitzers Samstags die Miethen einsammelt. Diese Sorte von Krämern sind die Vampyre, welche auf den Schlachtfeldern der Industrie den Verwundeten noch den letzten Tropfen Blutes aussaugen.

Doch eilen wir fort aus diesen Strassen des Elends durch die Comphausbad-Strasse, am Kurhause vorbei, den Damen-graben entlang zum Elisenbrunnen, durch den prächtigen Theil der Bäderstadt mit ihren reinlichen Häusern, glänzenden Läden und unerschwinglichen Preisen. Hier ist kein vorlauter Stein, welcher dem mühsam sich dahinschleppenden Badegast („Schmieronkel“ genannt) das Gehen erschwerte; hier wie auf der Theater- und Hochstrasse hinauf ist sogar das Pflaster glatt und eben, entsprechend einer luxuriösen Fremden- und Rentnerstadt! Hier begegnet man der vornehmen Welt, den üppigen Schönheiten Aachens, den Badegästen aus aller Herren Länder.

Aachen ist die Stadt der grellen Gegensätze! Indess bei weitem nicht alle Arbeiter wohnen in oben geschilderten Verhältnissen; dass sind nur die Proletarier und Verarmten, deren Zahl schwer anzugeben ist. Ueberall zerstreut finden sich auch Familien mit zwei Stuben, und die Blumen vor dem Fenster verkünden dem Untenstehenden, was er oben zu erwarten hat. Das sind die wohlhabenden, tüchtigen Arbeiter, welche auch bei Krisen noch Arbeit finden und deren Frauen gute Haushälterinnen sind. Vor allem haben die Arbeiter durch eine verfehlte Bauspekulation der 1860er Jahre gewonnen. Im Osten der Stadt entstand das grosse Rehmviertel, welches zum Quartier für die Reichen bestimmt war; indess es zeigte sich damals kein Bedürfniss danach, und der Erbauer war genöthigt, die leer stehenden Häuserreihen an Arbeiter zu vermieten; so ist jener Stadttheil statt eines plutokratischen ein Arbeiterquartier geworden. Vom Marmorboden führen reichgeschnittene Geländer die Freitreppe hinauf, und kaum wagt man, unangemeldet einzutreten. Der Grund der hellen Tapete ist noch erkennbar, die Goldleisten am Gesimse und die reiche Stuckatur sind noch erhalten; doch statt des geträumten prachtvollen Stehspiegels gewahrt man ein grelles Oeldruckbild des Papstes, statt des reichen Kamines einen einfachen gusseisernen Kochherd, und wo einst die

Nippessächelchen der gnädigen Frau stehen sollten, rollen die Kartoffeln. Für fünf Thaler monatlich kann der Arbeiter draussen schon zwei, ja drei schöne Zimmer miethen: hoch, hell, luftig, mit grossem Hof und breiter Strasse, und viele sind es, die dort wohnen. Andere bleiben im Innern der Stadt, theils weil sie der Fabrik näher sein wollen, theils weil sie sich ihrem Vermiether verpfändet haben, theils weil sie z. B. in der St.-Foilanspfarre, der reichsten, zu sehr billigen Preisen Mahlzeiten seitens des Caplans erhalten.

So leben theils schlecht, theils besser die Arbeiter; zahlreiche Spulerinnen, Spinnerinnen und Weberinnen besitzen aber in der Stadt überhaupt keine Wohnung. Stellt man sich im Sommer um 7 oder 8 Uhr Abends vor das Sandkalthor, so sieht man die Stadt sich entladen und in langen Zügen die Arbeiterinnen ihren heimathlichen Dörfern zueilen; ihnen entgegen strömen die städtischen Mädchen, die auf dem Lande beschäftigt sind, und die beiden Ströme aus- und einziehender Arbeiter beleben die Thore und Steinwege. Am linken Arm hängt der grünlackirte Blechkorb, in welchem sie ihre Nahrung mitgebracht haben, die einen munter sich unterhaltend, die andern auch jetzt nach vollbrachtem Tagewerk eifrig am Strickstrumpf beschäftigt. Sie haben oft eine Stunde weit zu gehen, und dieser weite Gang am Morgen und Abend, die kräftigere Nahrung und bessere Wohnung geben den Landkindern ein gesunderes Aussehen als den städtischen Fabrikmädchen. Vielen Mädchen, z. B. denen aus Vaels und Cornelimünster, den Bergmannstöchtern aus Kohlscheid liegt die Heimath schon zu fern, und nur Samstags gehen sie nach Hause. Montag früh kehren sie dann zurück mit dem Mundvorrath für die ganze Woche: Kartoffeln, einem achtpfündigen Brote, im Innern ein wenig ausgehöhlt, worin sie Butter oder Schmalz verbergen; Mittwochs kommt die Mutter zum Markt und bringt den Töchtern neue Nahrungsmittel, welche diese sich Morgens kochen und während der Pausen aufwärmen. Die Nacht bringen sie in der Fabrik zu, und da Schlafsäle ganz vereinzelt vorhanden sind, suchen sie sich im Sommer Tücher und Wollsäcke in den Noppräumen und in der Feinspinnerei zusammen, im Winter aber flüchten sie sich in die heissen Räume der Grobspinnerei und in die Websäle, und in den gleichen Räumen, wo sie des Tages 14 Stunden bei Staub und Gestank gearbeitet haben, liegen sie auch des Nachts auf Säcken, die mit Flocken und Abfällen ausgestopft sind. Solche Verhältnisse herrschen ganz allgemein in Aachen wie auch namentlich in den ländlichen Fabriken, von denen die Arbeiter weite Wege nach Hause haben. Zwar wird dadurch das überaus traurige Quartiergängerwesen vermieden; auch sind in sittlicher Beziehung keinerlei Klagen laut geworden; aber in gesundheitlicher Hinsicht ist der Schaden offenbar und die Konkurrenz der ländlichen Arbeiterinnen mit

ihrer Obdachlosigkeit und ihren geringen Ernährungskosten ist für die städtischen ganz unerträglich und drückt aufs empfindlichste ihre Löhne. —

Aus der Schilderung der Wohnungsverhältnisse allein lässt sich noch kein klares Bild von der Lage der Aachener Arbeiter entnehmen; die Untersuchung wird sich daher in die Fragen vertiefen müssen: wie hoch sind die minimalen Lebenskosten derselben, und in welchem Grade werden sie durch das Einkommen der Arbeiter gedeckt?

Als Minimalsätze der Miethe dürfen wohl diejenigen gelten, welche die Armenprotokolle für 92 Ehepaare und 98 Wittwen ergeben. Es zahlten in den Jahren 1876—1878 monatlich an Miethe:

bei 0 Kindern ein Ehepaar	6,64 M.,	eine Wittve	5,03 M.
„ 1 „ „ „	7,31 „	„ „ „	6,20 „
„ 2 „ „ „	7,71 „	„ „ „	7,98 „
„ 3 „ „ „	8,22 „	„ „ „	(7,92) „
„ 4 „ „ „	9,65 „	„ „ „	9,63 „
„ 5 „ „ „	(9,42) „	„ „ „	— „
„ 6 „ „ „	10,23 „	„ „ „	— „
„ 7 „ „ „	12,33 „	„ „ „	— „
„ 8 „ „ „	14,37 „	„ „ „	— „

Diese Durchschnittssätze werden bald überstiegen, bald noch nicht erreicht, wie aus der Anlage II ersichtlich ist; im allgemeinen dürfen sie als zutreffend gelten, da sie von Personen gezahlt werden, welche von der Armenverwaltung unterstützt zu werden wünschen und ihre Verhältnisse genau zu Protokoll geben müssen. Zwar vermag ein alleinstehender Mann bereits für 15 Pf. ein Nachtlager zu finden; aber das macht schon 4 M. 50 Pf. im Monat, und er führt als Schlafgänger im Wirthshause doch nur einen liederlichen Lebenswandel, den ein ordentlicher Arbeiter vermeidet.

Ueber das Minimum der Ernährung fehlen natürlich solche Angaben; indess dürften nach sorgfältigen Nachforschungen bei den kompetentesten Männern folgende Sätze als niedrigste anzunehmen sein. Ein alleinstehender Mann braucht 1) zum Frühstück $1\frac{1}{2}$ Loth Kaffee = 3 Pf. und zwei trockene Semmeln = 6 Pf., zusammen 9 Pf.; 2) zu Mittag an Kartoffeln und Suppe 20 Pf., mit Fleisch 25 Pf., 3) am Abend: das Frühstück mit einem Stückchen Käse = 12 Pf.; zusammen 56 Pf. täglich, macht im Monat 16 M. 80 Pf., mit der Miethe von 5 M. 3 Pf. = 21 M. 83 Pf. Ein Ehepaar mit zwei kleinen Kindern bedarf 1) zum Frühstück 3 Loth Kaffee = 6 Pf., Milch für 1 Pf., Schwarzbrot für 20 Pf., Fett für 5 Pf., zusammen 32 Pf., 2) zu Mittag Kartoffeln mit Zwiebeln und Fett für 40 Pf., 3) am Nachmittag und 4) am Abend das Frühstück

wiederholt, zusammen 1 M. 36 Pf. täglich oder im Monat 40 M. 80 Pf., mit der Miethe von 7 M. 71 Pf. = 48 M. 51 Pf. Niedriger lassen die Sätze sich gar nicht mehr greifen, und sie decken ja nicht mehr Bedürfnisse als sie das höhlenbewohnende Thier in der Wildniss befriedigt; nur das schützende Dach und die kümmerlichste Fristung des leiblichen Daseins durch rein vegetabilische Stoffe wie Cichorien (zum „Kaffe“wasser), Kartoffeln und Brot sind dadurch gesichert. Die sonstigen Ausgaben für Kleidung, Heizung und Beleuchtung, Abgaben, Ausgaben für Unterricht, Erholung und Derartiges sind hier noch gar nicht eingerechnet.

Wird der unumgängliche Lebensbedarf des Arbeiters durch seinen Lohn gedeckt? Sofern er arbeitslos ist und keinen Lohn empfängt, vermag er natürlich aus eigenen Mitteln sein Dasein nicht zu fristen. Aber wenn er Beschäftigung hat? Darauf wird unbedingt weder mit Ja noch mit Nein zu antworten sein; vielmehr werden die verschiedenen Factoren geprüft werden müssen, welche das Auskommen einer Arbeiterhaushaltung bedingen. In erster Linie kommt die Grösse des Bedarfs in Betracht, welcher vom Umfange der Haushaltung bestimmt wird; ein alleinstehender Mann schafft sich leichter seine Existenz als eine Familie, und dieser gelingt es um so schwerer, je kleiner und erwerbsunfähiger die Kinder sind und je mehr sie daher die ganze Zeit der Mutter in Anspruch nehmen. Ferner kommt die Wirthschaftlichkeit der Familie, besonders die Haushaltungskunst der Frau in Betracht, inwieweit sie sparsam, und was noch wichtiger ist, inwieweit sie in richtiger Weise den knappen Verdienst zu verwenden versteht. In letzter Instanz entscheidet freilich die Grösse des Einkommens selbst und dieses ist verschieden bei Textilarbeitern, Nadlern und Maschinenbauern und schwankt mit den Konjunkturen, welche für jeden Industriezweig wieder verschiedene sind.

Der alleinstehende Arbeiter befindet sich fast immer in beneidenswerther Lage; bei einem Durchschnittslohn von 10 Mark wöchentlich vermag er seine minimalen Lebenskosten fast doppelt zu bestreiten. Auch diejenigen Familien, welche schon soweit erwachsene Kinder haben, dass diese 5—7 Mark wöchentlich erwerben können, befinden sich bei Cichorien, Kartoffeln und Brot in ziemlich gesicherter Lage. Es ist daraus das Bestreben der Eltern erklärlich, ihre Kinder so früh als möglich zu Verdienst zu bringen und in die Fabrik zu schicken; bei schlechter Konjunktur, wo sie deren Hülfe am nöthigsten hätten, gelingt es ihnen schwer; denn gerade dann werden die Kinder massenhaft entlassen; in guten Zeiten finden die Kinder bald lohnende Beschäftigung. Diese Kinderarbeit in Fabriken unterscheidet sich wesentlich von der im Handwerk und in der Hausindustrie. Solange das Kind in der

eigenen Werkstatt des Vaters thätig war, ging seine Arbeit auf in das Gesamtprodukt des kleinen Betriebes und wurde verwerthet in den allgemeinen Einnahmen und im Haushalte der Eltern; das Kind erhielt keinen Lohn, sondern höchstens ein Taschengeld. Beim Fabrikbetriebe arbeitet es ausser Hause, vielleicht in einer ganz anderen Fabrik und einem andern Gewerbe als die übrige Familie, kann in keiner Weise von dieser controlirt werden, empfängt den Lohn gleichberechtigt mit allen Erwachsenen persönlich, und die Frucht seiner Mühen fliesst direct in seine Tasche. Einem Theile der Eltern gelingt es trotzdem, die volle Autorität über ihr Kind zu bewahren und es zu veranlassen, den vollen Erwerb in den Haushalt der Familie einzuwerfen, wofür ihm der Vater ein Taschengeld aussetzt. Andere Eltern sind nicht so energisch, und ihre Söhne besitzen nicht so viel Kindesliebe; sie zahlen bloss ein Kostgeld, und die Kasse der Eltern ist nur um die Versorgung dieses einen Kindes erleichtert, aber auch um nichts mehr. Daraus folgt dann gewöhnlich eine ganz falsche Erziehung: das am meisten verdienende Kind wird verwöhnt und den übrigen Geschwistern vorgezogen, um ihm eine grössere Summe zu entlocken. Oft aber schwillt der Uebermuth der Jugend: die Bursche vergeuden ihr Geld in der schlimmsten Weise, vertrinken, verspielen, verschwenden es, verlassen ihre Eltern, um dann nach der kurzen Glanzzeit der Selbständigkeit, wenn sie wegen nachlässiger Arbeit oder in Folge der rückgehenden Konjunktur entlassen werden, als reumüthige Söhne in den Schooss der hungernden Familie heimzukehren. Die Eltern können nach § 4 des Gesetzes vom 21. Mai 1869 ihre Alimentationsansprüche zwangsweise eintreiben lassen; aber die Beschlagnahme des Lohnes ist mit sehr vielen Umständlichkeiten verknüpft, und ein blosser Wechsel des Arbeitgebers würde genügen, um dieselbe vergeblich zu machen und den Alimentationsberechtigten zu zwingen, den Arrest mit keinem bessern Erfolge von neuem zu beginnen.

Alleinstehende Arbeiter und Familien mit erwachsenen Kindern finden, sofern nicht Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Verunglückung eines Mitgliedes störend dazwischen treten, im Allgemeinen ihr Auskommen. Dagegen herrscht unter den Familien mit zwei und mehr kleinen Kindern ein chronischer Nothstand. Hier erwirbt der Mann in der schlechten Zeit gleichfalls nur 40 M. im Monat, und doch beträgt das Minimum der Ausgaben für Obdach und Lebensfristung 48 M. 50 Pf. Die Frau ist durch die Rücksicht auf ihre Kleinen und durch die Hoffnung auf ein folgendes an das Haus gebunden, und wollte sie auch ihre Kinder einer Wartefrau in Verwahrung geben, so würden die 3 M. wöchentlich für jedes Kind und die geringere Ordnung im Haushalt nicht durch ihren Erwerb aufgewogen werden. Bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit der

Arbeiterbevölkerung ist aber die Kinderzahl gewöhnlich eine bedeutend grössere als nur zwei. Der Hauptgrund davon sind die frühzeitigen Heirathen; Bursche und Mädchen werden in den Fabriken früh selbständig; sie arbeiten den Tag über zusammen; in der heissen Luft wird der Geschlechtstrieb sehr gereizt; sie gehen des Abends gemeinsam nach Hause, und am Sonntag sieht man zahllose halbwüchsige Knaben, die Cigarre im Munde und den Cylinder schief auf dem Kopfe, ihr unreifes Mädchen am Arme spazieren führen. Mit dem Wahlspruch: „zusammen können wir mehr hungern als einzeln“ treten sie in die Ehe; die Mehrzahl der Bräute trägt mit Unrecht den Kranz im Haare. Für Eheschliessungen solcher Art lassen sich vom religiösen und moralischen Gesichtspunkt viele Gründe anführen, und die sittenstrenge rheinische Geistlichkeit trägt nicht wenig dazu bei, die Anzahl der unehelichen Geburten auf ein Minimum zu reduciren. Aber vom volkswirtschaftlichen Standpunkt sind die frühzeitigen Heirathen sehr bedenklich; die Leutchen kennen keinerlei Enthalttsamkeit, und unaufhörlich wächst die Familie heran.

Freilich nimmt sie ebenso rasch ab. Man bedenke die schlechten Wohnungsverhältnisse, die mangelnde Ordnung und Reinlichkeit im Innern des Hauses, vor allem die verfehlte Ernährung der Kinder. Wird z. B. eine Arbeiterfrau aus der Entbindungsanstalt entlassen und ist ihr auch eingeschärft, dem Kinde anfangs nur verdünnte Milch und auf keinen Fall geweichte Semmel zu geben, so wendet sie sich beim Hinausgehen entrüstet zu ihrer Nachbarin und ruft: „Das sollte noch fehlen! Ich will mein Kind ebenso ernähren wie die Reichen!“ Und nun beginnt sie dem armen Säugling die entsetzlichsten Dinge, z. B. „Corinthescheermulle“, in den Mund zu stopfen. Die Sterblichkeit ist in Folge dessen eine ganz ausserordentliche; fragt man nur die eine oder die andere Frau, welche auf den Treppen der Häuser in der Sandkaul mit ihrem Säugling sitzen: Wie viel Kinder habt Ihr gehabt? so lautet die Antwort sehr oft: Neun! Und wie viel sind noch am Leben? Die Mutter weist auf das Kind im Arm. Einen annähernden Massstab für die verschiedene Sterblichkeit in den einzelnen Berufen und Ständen geben folgende Zahlen. Von den 4525 Personen, welche in der Stadt Aachen in den Jahren 1876 und 1877 starben, standen 58 % in dem Alter unter 15 Jahren; über diesem Durchschnitt standen die Gestorbenen aus der Textilindustrie mit 65.4 %, der Metallverarbeitung mit 66.4 % und dem Maschinenbau mit 66.5 %; von den Gestorbenen aus dem Stande der Gehülfen, Gesellen, Lehrlinge und Fabrikarbeiter waren sogar 72.8 % noch Kinder unter 15 Jahren, und zwar 46,9 % von 0—1 und zu 23 % von 1—5 Jahren; also fast die Hälfte der Kinder der arbeitenden Klasse stirbt vor Ablauf des ersten Lebensjahres.

Das Ehepaar versteht in der Regel von der Haushaltung nichts und führt die liederlichste Wirthschaft. Hat doch die Frau ihre Kinder- und Mädchenjahre an der Spul- und Spinnmaschine zugebracht, so dass die Künste des Nähens und Waschens ihr völlig fremd geblieben sind. Selbst wenn grössere Geldmittel ihr zur Verfügung stehen, ist sie ausser Stande, dem Manne mehr zu bieten als Kaffewasser, Brot und gekochte Kartoffeln, und stellt sie sich einmal an den Kessel, so wird sie zur Hekate, die Unheilvolles zusammenbraut. Daher ist es gekommen, dass selbst während der Glanzjahre zahlreiche solcher Arbeiterfamilien fortfuhren, sich von denselben abscheulichen Speisen zu nähren und in denselben dumpfen Löchern zu wohnen. Bei solcher Lebensweise ergab sich dann am Ende der Woche natürlich ein grosser Ueberschuss, und gewohnt, den Wochenverdienst auch in der Woche auszugeben, häufte der Arbeiter den ganzen Mehrerwerb auf den Sonntag und Montag. Dann wurden zu Mittag ein grosser Schinken, zum Dessert ein Kuchen und andere Esswaaren gekauft, die ausserhalb des Hauses schon für die unwissende Frau vorbereitet waren. Nach dieser soliden Grundlage wanderte der Familienvater mit der Gattin, der theuren, am Arm in den Stadtwald oder auf den Lousberg, trank dort seinen Schoppen Maiwein und beschloss seinen Tag in einer Opernvorstellung im Paulushause, während welcher er sich an Beefsteak und Wein nach den Strapazen des Tages stärkte. Diese Arbeiter gebärdeten sich wie Sklaven, die, eines Tages der Zuchtruthe der Noth entsprungen, alle Genüsse ihrer Herren äusserlich nachahmten, die sogar aus Uebermuth, wenn sie einmal ohne Arbeit waren, in der Kalesche vor die Fabrik angefahren kamen. Bei Leuten solchen Schlages war von einer Erhöhung der Lebenshaltung keine Rede, und bei der Arbeitslosigkeit und Lohnerniedrigung haben sie zwar zahlreiche momentane Vergnügungen, nicht aber eine geistig, sittlich und social höher stehende Lebenshaltung eingebüsst.

Indess ist das doch nur ein Theil der Arbeiter, welcher so gewirthschaftet hat; auch Aachen hat einen alten Stamm ehrbarer und tüchtiger Männer, die für die Zukunft Sorge getragen haben. Sie sind es, welche jetzt in den Fabriken beibehalten worden sind, und daraus erklärt sich die hohe Zahl der Mitglieder der Prämienkassen (welche für Einlagen bis zu 450 M. höhere Zinsen zahlen als die Sparkassen). Im Aachener Bezirk gehörten in den Jahren 1876—1877 von den Arbeitern über 16 Jahre jenen Kassen an in den Maschinenfabriken 60 %, in den Wollfabriken unter den männlichen Arbeitern 41 %, unter den weiblichen 26 %, in den Bergwerken 34 %, in den Eisenfabriken 34 % und in den Nadelfabriken 26 %. Die Maschinenbauer gelten als Blüthe der Aachener Arbeiterschaft; ihre Industrie hat durch die Krisis mit am meisten gelitten;

es haben grosse Entlassungen stattgefunden, und nur die tüchtigsten, wohlhabendsten und sparsamsten Mechaniker sind nachgeblieben. Bis zum Jahre 1875 war die Bewegung in den Prämien- wie in den Sparkassen eine stetig zunehmende; seit 1876 begann der Rückgang, und schon übersteigen die Rückzahlungen die Einlagen ganz bedeutend (vgl. Anlage III).

Trotz der vorgeführten Zahlen ist das Sparen in den Kassen noch nicht in die Massen der Arbeiter gedrungen; dasselbe erscheint ihnen zu sehr auf eine unsichere Zukunft gerichtet und ohne augenblicklich ersichtliches Resultat. Zugleich hat auch der Fabrikantenstand es unterlassen, die allerverbreitetste und gewöhnlichste Gelegenheit zum Sparen, nämlich zum Erwerb eines eigenen Häuschens durch Gründung einer Actienbaugesellschaft, den Arbeitern zu bieten, und so bleibt den Arbeitern nichts anderes übrig als in Genussmitteln zu sparen. Kommt die gute Zeit, so werden Kleider, Wäsche, Möbel wieder angeschafft; es braucht der Arbeiter nicht mehr im Winter zu frieren und Abends im Dunkeln zu sitzen; er kann ein paar Mal in der Woche Fleisch essen, um sich und die Kinder zu kräftigen, und die Metzger erzählen mit Vergnügen von der schönen Zeit, wo kein Arbeiter ohne Fleisch oder Wurst, oft für 50—60 Pfennige, zur Fabrik ging; in der guten Zeit fordern Staat und Stadt die Klassensteuer und der Lehrer das Schulgeld. Alle diese Anforderungen wachsen nunmehr so plötzlich, dass die alleinstehenden Arbeiter und die Familien mit erwachsenen Kindern ihnen nicht ohne Mühe gerecht werden können; beim geringsten Unfall, namentlich bei Krankheit, tritt selbst beim höchsten Lohn die Unterstützungsbedürftigkeit ein. Die Arbeiterfamilien mit zwei kleinen Kindern bleiben selbst in den besten Zeiten Candidaten der Armenunterstützung, und es ist eine von den verschiedensten Privatpersonen, von Staatsbeamten wie vom Chef der Armenverwaltung beglaubigte Thatsache, dass Familien mit drei und mehr kleinen Kindern zu allen Zeiten hilfsbedürftig sind.

Erwägt man nun, dass nur ein Theil des tüchtigen Arbeiterstammes, welcher bei erwachsenen Kindern sich in geordneten Verhältnissen befindet, Ersparnisse in Baargeld gemacht hat, dass ein anderer Theil nur dazu gekommen ist, den in vorhergegangenen schlechten Zeiten reducirten Hausbedarf zu erneuern, dass ein dritter Theil selbst in guten Jahren zeitweise oder auch dauernd die öffentliche Armenunterstützung in Anspruch nehmen muss, und dass endlich die grosse Masse der letztherangezogenen ungelernten Arbeiter, welche zuerst beim Rückgang der Konjunktur entlassen werden und dann die überzählige Industriebevölkerung bilden, sich noch gar nicht in ihren neuen Verhältnissen consolidirt hat, so wird man leicht begreifen, mit welcher vernichtender Gewalt die

Krisis mit ihren Arbeiterentlassungen und Lohnreduktionen auf diese Volksklasse gefallen ist. Den besten vorhandenen Massstab dafür geben die Veranlagungen zur Klassensteuer ab, und zwar sind die im Verwaltungsberichte des Oberbürgermeisters veröffentlichten Tabellen von um so grösserem Werthe, als die Einschätzungen wegen Steigerung der communalen Zuschläge von Jahr zu Jahr genauer und strenger vorgenommen werden und die Angaben der Polizei nicht nur die veranlagten steuerpflichtigen Personen, sondern die gesammte steuerfreie, klassen- und einkommensteuerpflichtige Bevölkerung betreffen. An den folgenden Zahlen lässt sich also wenig deuteln und schönfärben.

Bevölkerung der Stadt Aachen	1875	1876	1877/8	1878/9
Civilbevölkerung, davon	74931	75137	75767	76817
1. Steuerfreie B., nämlich	8214	10847	16862	23381
a) mit einem Eink. unter 420 M.	6663	7027	10853	17084
b) mit 420—660 M. Eink. wegen beeinträchtigtter Leistungs- fähigkeit	1551	3820	6009	6297
2. Klassensteuerpflichtige B. . . .	61606	59463	53741	48318
3. Einkommensteuerpflichtige B. . .	5111	4827	5146	5118
Es machten aus in Procenten				
1. Die steuerfreie Bevölkerung . . .	10,9	14,4	22,2	30,4
nämlich a)	8,8	9,3	14,3	22,2
" b)	2,1	5,1	7,9	8,2
2. Die klassensteuerpflichtige B. . .	82,2	79,1	70,9	62,9
nämlich mit 420— 660 M. Eink.	47,1	43,6	40,0	35,1
" " 660—1200 " "	23,0	21,6	17,3	15,1
" " 1200—2100 " "	8,6	9,8	9,3	8,6
" " 2100—3000 " "	3,5	4,1	4,3	4,1
3. Die einkommensteuerpflicht. B.	6,9	6,5	6,9	6,7

Das Resultat ist ein erschütterndes. Die vier Jahre 1875—78 haben hingereicht, die steuerbefreite Bevölkerung von 8.214 auf 23.381 Personen zu vermehren, sie also zu verdreifachen, und zwar fand das vorzugsweise durch das Hinzutreten von kinderreichen Familien statt; denn nach Anlage IV repräsentirte eine zur klassensteuerpflichtigen Bevölkerung veranlagte Person im Jahre 1875 eine Familie von 2.81, 1878/79 eine von 2.51 Köpfen; die kinderärmeren Familien erhielten sich also in der steuerzahlenden Bevölkerung; die kinderreicheren aber gingen ein in die grosse Masse der steuerfreien und unterstützten Armen. Dem entsprechend verminderten sich natürlich die zu den niederen Stufen der Klassensteuer veranlagten Personen; ein allgemeiner Rückgang in den Einkommensverhältnissen fand statt. Während 1875 nur 10 Prozent, waren 1878/79 schon 30 Prozent der Bevölkerung steuerfrei; fernere 35 Prozent bezogen ein Einkommen von nur

420—660 Mark jährlich, — oder kurz gesagt: ein Drittel der Aachener Bevölkerung besteht aus absolut Armen (und Proletariern) sans phrase, ein zweites Drittel schwankt auf der schmalen Grenzlinie zwischen Sattsein und Hungern, wo ein einziger Unfall, eine einzige Woche Arbeitslosigkeit die Familie ins Unglück stürzt, nur der dritte Theil der Bevölkerung ist den elementarsten Nahrungssorgen enthoben, aber selbst davon bezieht die Hälfte nur 660—1200 Mark jährliches Einkommen.

Jetzt wird es völlig klar, warum im Jahre 1877 von der Armenverwaltung 2555, vom Vincenzverein 305, vom Elisabethverein und von Privaten ungezählte andere Familien unterstützt worden sind; sie alle zusammen mit ihren Angehörigen ergeben bald die 16862 Personen, welche 1877/78 von der Steuer befreit wurden, und der Erhöhung dieser Zahl für das Etatjahr 1878/79 wird auch nach einer vorläufigen Mittheilung der Armenverwaltung eine Zunahme der von ihr unterstützten Familien entsprechen. 420 Mark jährlich bedeuten kaum 8 Mark wöchentlich, und da wir festgestellt haben, dass eine Familie mindestens 10 Mark für Fristung ihres physischen Daseins und für Beschaffung eines Obdachs bedarf, so müssen sämtliche Familien mit weniger als 520—575 Mark jährlich irgendwoher ein abgeleitetes Einkommen beziehen.

Die Krisis hat fürchterlich unter dem Arbeiterstande gewüthet. Alle wohlgesinnten Männer, welcher Partei sie auch angehören mögen, können ihr Erstaunen darüber nicht be- meistern, dass die Arbeiter noch überhaupt existiren können, und sie grübeln, wie dieselben es wohl anstellen mögen, sich durch's Leben zu schlagen. Mir scheint das Räthsel unschwer zu lösen: die Ausgaben sind auf das rein physische Minimum reducirt; nur ein schützendes Dach und ein gewisses minimales Quantum an Nahrung, wie Cichorienwasser, Brot und Erdäpfel, müssen beschafft werden; alle übrigen Bedürfnisse bleiben unberücksichtigt. Die in guten Zeiten angeschafften Kleider, Wäsche und Möbel wandern in eines der 21 florirenden Pfandhäuser, und nur eine dürftige Hülle, bestehend in Hemd, Hose und schäbigem Rock, deckt die abgemagerten Glieder; im Winter wird gefroren und Abends im Dunkeln oder auf der Armensünderbank in der Kneipe gesessen, wo es hell und warm ist; die Kinder kommen in die Freischule, und die Steuern müssen erlassen werden; denn wo nichts ist, haben Kaiser und Oberbürgermeister ihr Recht verloren. Wie häufig nichts mehr zu holen ist, beweist die steigende Anzahl der wegen Rückstände

in der Stadt Aachen	verfügten	vollstreckten	fruchtlos vollstreckten
		Executionen	
1875	362	—	31
1876	4256	1153	1419
1877	5838	1450	2111
im Reg.-Bez. Aachen			
1875	8472	2957	1499
1876	14540	4160	3736
1877	19941	6738	5375

Schauen wir der Wahrheit ins Antlitz und sprechen wir sie aus: Aachen ist eine Proletarierstadt!

Die alten Zeiten, wo die Arbeiter als selbstständige Handwerksmeister gleichberechtigt neben einander standen, und auch die neuere Epoche, wo der Abstand in Bildung und Capitalbesitz zwischen dem hausindustriellen Kaufmann und dem „Basen“ nicht so beträchtlich war, — sie sind dahin! Die Kluft zwischen Fabrikant und Arbeiter ist eine fast unübersteigbare geworden: eine erfolgreiche Produktion erfordert soviel Capital, wie es der Arbeiter nie ersparen kann; die kaufmännische Leitung des Unternehmens erheischt soviel Ueberblick und Erfahrung, wie er sie nie erworben hat, und die fortschreitende Technik beansprucht Kenntnisse, die er bei seiner mangelhaften Bildung sich nicht anzueignen vermag. Hier capitalbesitzender Fabrikant, dort reiner Lohnarbeiter; dazwischen liegt in Aachen nichts; denn keiner wird leugnen, dass ein Mittelstand daselbst fast vollständig fehlt. Aachen ist die älteste unter den grossen Industriestädten Rheinlands, vielleicht ganz Deutschlands; dort hat auch der capitalistische Fabrikbetrieb zuerst gesiegt, und die Folgen desselben treten gerade hier mit einer Nacktheit auf, wie ich sie weder sonst im linksrheinischen Gebiete, noch im bergisch-märkischen Lande gefunden. Aber es sind nicht die Folgen des Fabrikbetriebes allein, sondern zugleich die Folgen verkommener socialer Zustände der Vergangenheit und des Luxus und des Lebens einer reichen Bade- und Rentnerstadt.

Die Neuzeit hat nur die reichsstädtische Erbschaft angetreten. Auf dieser gegebenen Grundlage entwickelten sich die Zustände weiter und gerade nicht zum Bessern: in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Ausbeutung der Arbeiter durch Truckwesen und andere unwürdige Mittel, zu gleicher Zeit der Uebergang zur Fabrikweberei mit einer nicht unbedeutlichen Lohnreduction, dann der Druck auf die Löhne durch die Verwendung von Kindern und vielen ländlichen Mädchen und endlich die völlige Organisations- und Widerstandlosigkeit der Arbeiter. Ausserdem ist Aachen nachgewiesenermassen die theuerste Stadt im ganzen Königreich: Mieth- und Lebensmittelpreise stehen aussergewöhnlich hoch, und doch sind

die Löhne durchschnittlich niedriger als in anderen rheinischen Städten ähnlicher Grösse.

Daher jene Wohnlöcher, jene ungesunde Ernährung, daher jenes Proletariat, das in der Blüthezeit des Lebens bei einer Familie von drei kleinen Kindern stets der Armenunterstützung anheimfällt, daher jene Hilfsbedürftigkeit bei den geringsten persönlichen Unfällen und jene Massennoth bei Krisen.

Das sind Thatsachen! Das ist die Wahrheit!

Daraus folgt noch nicht, dass man sämmtliche Verhältnisse der Stadt völlig umstürzen, ebenso wenig, dass man sie verschweigen soll, — es folgt vor der Hand nur, dass die besitzenden und gebildeten Klassen den Muth haben sollen, die Wahrheit festzustellen und öffentlich einzugestehen und die Finger auf jene wirthschaftlichen und socialen Wunden zu legen, welche den Aachener Arbeiterstand auch politisch fieberkrank machen.

V. Die Lage der Fabrikanten.

Der Aachener Fabrikantenstand hat sich in den letzten hundert Jahren herangebildet. Ganz allmählich und anfangs unter grossem Widerstreben der von ihm bedrohten Kleinmeister vollzieht sich der Uebergang vom handwerksmässigen zum capitalistischen Betriebe. Zuerst concentriren sich in den Händen des Kaufmanns nur die Betriebscapitalien für den Ankauf von Rohstoffen, für das Halten eines Waarenlagers und für die Lohnzahlungen, welche früher zerstreut im Besitze von Woll- und Tuchhändlern und von Handwerksmeistern gestanden hatten; dazu treten dann die grossen Anlagecapitalien wie Walkmühlen, Wollküchen und Lagerhäuser (Comptoir), die aus dem öffentlichen Eigenthum der Stadt und der Zunft in den Privatbesitz von Kaufleuten übergehen; endlich kommen, den Fortschritten der Technik folgend, die Reste der Capitalien der hausindustriellen Meister, die Werkzeuge und Werkstätten, in Gestalt von Maschinen und Fabrikgebäuden, hinzu. Der Entwicklungsprocess ist vollendet, der capitalbesitzende Fabrikant ist entstanden, und er bietet dem capitallosen Lohnarbeiter eine Werkstätte in seinem Etablissement. Die technischen und kaufmännischen Kenntnisse wie das in der Industrie angelegte Capital, welche früher ziemlich gleichmässig unter allen bei der Fabrikation beschäftigten Personen vertheilt waren, sind nun bei wenigen concentrirt.

Während der Blüthezeit des Absatzes nach Amerika in den Jahren 1845—53, ja bis 1860 haben sich die meisten grossen Vermögen gebildet. Wer damals intelligent, energisch

und geschäftsgewandt war und wem das Glück hold blieb, dem gelang es, immer grössere Bestellungen zu übernehmen, und zu deren Ausführung zog er immer grössere Capitalien und eine wachsende Zahl Arbeiter an sich. Eine Fabrik nach der andern wurde etablirt, und jede einmal angelegte Fabrik trug den natürlichen Trieb nach Ausdehnung und nach Ausnutzung von Raum- und Dampfkraft zur Minderung der Generalkosten in sich. Je grösser die einzelne Anlage wurde, ein desto grösseres Capital beanspruchte die Etablirung einer neuen Fabrik, welche erfolgreich concurriren wollte; je directer die kaufmännischen Beziehungen der grossen Firmen zum Auslande wurden, und je mehr die Commissionshäuser aus Aachen verschwanden, desto mehr wurden die kleinen Geschäfte in ihrem Absatzgebiete beschränkt und machten sich innerhalb desselben eine unerträgliche Konkurrenz. So kam es denn, dass die grossen Vermögen rascher wuchsen als die kleinen und der Capitalunterschied zwischen reichen und wohlhabenden Leuten sich verschärfte. Eine Illustration bieten uns dafür die Veranlagungen zur Einkommensteuer, die zwar an sich sehr unzuverlässig, bei welchen die Fehlerquellen jedoch im Wesentlichen die gleichen geblieben sind; für unsern Zweck sind sie noch viel zu mild; denn da die grossen Einkommen nicht so genau eingeschätzt werden als die mittleren, so ist der Vermögensunterschied in Wirklichkeit ein viel grösserer, als er bereits nach der Tabelle zu Tage tritt. Es waren in der Stadt Aachen (vergl. Anlage V für den Regierungsbezirk) zur Einkommensteuer veranlagt Personen mit einem Einkommen von Mark:

Jahr	3000 bis 4800	4800 bis 9600	9600 bis 18000	18000 bis 36000	36000 bis 72000	72000 bis 120000	Summe
1854	379	172	43	13	—	—	607
1859	358	228	66	20	4	—	676
1864	452	256	86	23	6	—	823
1869	546	289	89	40	12	2	978
1873	639	362	123	56	17	3	1200
1874	658	408	140	47	25	1	1279
1875	757	427	145	45	23	5	1402
1876	745	419	152	46	20	5	1387
1877/8	854	432	158	45	20	3	1512
1878/9	824	436	153	47	17	3	1480

Die Zunahme betrug: 1854 = 100 gesetzt:

1859	94	132	153	154	100	111
1864	119	148	200	176	150	135
1869	144	168	207	307	350	161
1873	168	210	286	430	500	197
1874	173	237	325	361	650	216
1875	199	248	337	346	700	233
1876	198	243	353	353	625	228
1877/8	222	251	367	346	575	249
1878/9	217	252	355	361	500	231

Die Zunahme betrug von 5 zu 5 Jahren:

Jahr	3000 bis 4800	4800 bis 9600	9600 bis 18000	18000 bis 36000	36000 bis 72000	72000 bis 120000	Summe
1854/59	94	132	153	154	—		111
1859/64	126	112	130	115	150		121
1864/69	120	112	103	173	233		118
1869/74	120	141	157	117	185		130
1874/78/9	125	106	109	100	77		115

In den 20 Jahren 1854—73 hat die Zahl der einkommensteuerepflichtigen Personen sich fast verdoppelt; doch ist diese Zunahme in den verschiedensten Einkommenstufen eine ungleich rasche gewesen. Die Anzahl der zu 3000—4800 M. veranlagten Personen ist von 100 auf 168, die der zu 4800—9600 M. veranlagten von 100 auf 210 gestiegen; dagegen hat die Zunahme in den höheren und höchsten Stufen von 100 auf 286, 430 und 500 betragen. Die Anzahl der wohlhabenden Leute in Aachen hat sich also kaum verdoppelt, während die der Reichen und Reichsten sich verdrei-, vier- und fünffacht hat. Im Jahre 1854 zählte der wohlhabende Mittelstand 551 Personen mit einem Einkommen von 3000—9600 M. gegen 56 Reiche mit 9600—36000 M., im Jahre 1873 gab es 1001 Wohlhabende gegen 199 Reiche mit 9600—120000 M. Einkommen. Im Jahre 1853 gab es 10, 1873 nur 5 Wohlhabende gegen 1 Reichen. Noch greller würde das Anwachsen der grossen Vermögen ins Auge springen, wenn man als Ausgangspunkt der Vergleichung das Jahr 1845 nähme.

Ein bedeutender Zuwachs des Vermögens hat im Jahre 1869—74 stattgefunden. Die Steigerung betrug 30 Prozent, und zwar wird auch hier die der wohlhabenden Klassen mit 20 und 41 Procent durch die der Reichen und Reichsten mit 57, 17 und 85 Procent übertroffen. Es floss die Zunahme des Einkommens aus allerlei Quellen; nicht zum wenigsten hat der flotte Gang der Aachener Industrie dazu beigetragen; es werden Fabrikanten genannt, welche 150000 M., andere, die 60 bis 90000 M. im Jahre verdient hätten. Unter den Männern, welche plötzlich wohlhabend wurden, gab es eine Reihe Commis, Kaufleute und Geschäftsmänner niederen Ranges. Durch einen Zufall von der Welle des Glücks zu den stolzen Höhen des Reichthums emporgetragen, kannte der Uebermuth vieler dieser Leute keine Grenzen; ohne die innere Gewähr für eine würdige Verwendung der grossen Mittel, suchten sie in äusserem Glanze die einzige Repräsentation ihrer neu erworbenen Stellung. Auch in Aachen beginnt eine Zeit der unsinnigen Verschwendung, der luxuriösen Häuserbauten, des Equipage-Haltens, der Feste im Kurhause, der Putzsucht der Frauen und aller Maasslosigkeiten in Essen und Trinken der Männer; der grössere öffnet

den kleineren nach. In einer einzigen Carnevalsnacht sprudelt in der „Erholung“ aus 300 Flaschen der Champagner, sechs Jahre später nur aus 25. Dort ruft bei schäumendem Kelche ein Parvenu in die Gesellschaft das übermüthige Wort: „Wer heutzutage nicht 20000 Thaler zu verzehren hat, der ist ein Lump!“ — Wie alt sind Sie? fragt ihn trocken der Oberforstmeister zur Rechten. — „Ein und fünfzig Jahre! Doch wozu diese Frage?“ — Dann sind Sie 50 Jahre Ihres Lebens ein Lump gewesen!

Man wird den Luxus in einer Stadt wie Aachen, welche mit Burtscheid zusammen immerhin nur 100000 Einwohner zählt, erst dann begreifen, wenn man eine Reihe von That-sachen nicht ausser Acht lässt, welche nachdrücklichst darauf hinwirken. In den Vordergrund ist der Umstand zu stellen, dass Aachen ein bedeutender Badeort ist; waren im Jahre 1872 doch 27881 Fremde und Kurgäste daselbst angekommen, unter diesen viele reiche Leute, Ausländer mit grossen Ansprüchen an das Leben, denen gemäss die prächtigen Hôtels und Badehäuser eingerichtet sind und für welche Musik und Vergnügungen, allerhand Glanz und Schimmer entfaltet werden. Dadurch wird das Leben auf einen grossstädtischen Fuss gebracht und Aachen zur luxuriösesten und theuersten Industriestadt. Unter den Einwohnern finden sich viele Personen, welche damit gleichen Schritt halten können; denn eine Menge Rentner hat sich daselbst niedergelassen und vermehrt die Pracht der Stadt. Von den Einkommensteuerepflichtigen des Regierungsbezirks lebten 1854/59 nur 40 Procent, 1864/69: 44 Procent, 1873/78 schon 52 Procent in der Stadt Aachen; also nicht nur in einzelnen Häusern, auch in einzelnen Orten concentriren sich die grösseren Vermögen. Noch grösser als die Mittel ist der Hang zum Geldausgeben. Die Aachener sind ein Völkchen für sich; „Franzosen deutscher Nation“ nennt sie ihr Geschichtschreiber Meyer und nicht mit Unrecht; denn französische Sympathieen hat noch bis heute die alte Generation bewahrt; die Kinder der reicheren Stände erhielten und erhalten noch vielfach eine französische Erziehung in belgischen Pensionaten; das Volk ist mit wallonischen Elementen untermischt; das deutsche Element hat etwas von der flämischen derben Lebenslust, und Typen niederländischer Meister begegnet man oft unter den Frauen. Diesen Charakterzug des Volks, gern in grossem Style zu leben, darf man nicht ignoriren: er giebt in letzter Instanz den Schlüssel zu seinem wirthschaftlichen und socialen Verhalten. „Der Aachener will geehrt sein!“ viel Aeusserlichkeit und Ceremoniell, viel Flitter und Schimmer, — das liegt in seiner Natur. In langem Gänsemarsche zieht die Einwohnerschaft dem Luxus nach: voran die Badegäste, dann die Rentner, die Fabrikanten, die Beamten, die Bürgerschaft, die Arbeiter und zuletzt die Proletarier.

Jedoch keineswegs alle Fabrikanten haben den Vorwurf der Verschwendung während der guten Zeit auf sich geladen. Gemäss dem erhöhten Einkommen haben sie alle auch in der äusseren Erscheinung ihr Dasein verziert; aber die Familien mit altererbtem Besitz haben sich nicht auffällig von ihren traditionellen Lebensgewohnheiten entfernt. Es giebt eine ganze Reihe von Männern, welche in geistigen Culturgenüssen, in der Aufopferung ihrer Zeit und Arbeitskraft für die öffentlichen Angelegenheiten des Staates, der Gemeinde und des socialen Lebens ihre Ehre gesucht und gefunden haben. Indess ist wohl zu beachten, dass gerade in Aachen in dieser Hinsicht und in Wohlfahrtseinrichtungen zu Gunsten der Arbeiter weniger geschehen ist als an anderen Orten; die Fabrikanten haben sich darauf beschränkt, als berufene Capitalbildner des Volks theils ihre Etablissements auszudehnen, theils ihren Ueberfluss in Fonds anzulegen.

Darüber hat aber der Fabrikantenstand eine seiner wichtigsten Aufgaben versäumt. Jeder Culturfortschritt pflanzt sich erst in Generationen durch veredelndes Beispiel von geistig und moralisch höher stehenden Klassen auf die niedern fort. Ein solch' würdiges Vorbild hat der Fabrikantenstand den Arbeitern diesmal in ganz ungenügender Weise geboten. Durch einen glücklichen Zufall waren Beiden die grössten Mittel in die Hände gespielt worden, es fehlte aber beiderseits an einer tieferen innern Durchbildung, dem Resultate von langjähriger Selbstzucht und Selbstüberwindung, welche allein befähigt hätten, den unverhofften Glücksgewinn würdig zu verwenden. Daher auf der einen Seite hier und da ein lüsternes Geldprotzenthum, auf der andern vielfach jene ausschweifende Rohheit und Genussucht der untern Klassen. Rechtlich und politisch zu mündigen und freien Männern erklärt, gab es sittlich und geistig noch viele Knechte.

Die seit dem Jahre 1873 über Aachen hereingebrochene Krisis hat in ihren Folgen auch die Fabrikanten hart betroffen, jedoch die verschiedenen Klassen derselben in verschiedener Weise. Vier Gruppen lassen sich unterscheiden. Obenan steht etwa ein Dutzend oder mehr grosser, alter und capitalmächtiger Firmen, welche mit amortisirtem Anlagecapital arbeiten, deren Besitzer einen grossen Theil ihres Einkommens aus Fonds und Grundbesitz beziehen und welche ihren Fabrikbetrieb aufrecht erhalten, um die Henne nicht zu tödten, welche ihnen die goldenen Eier gelegt hat. Diese Firmen streichen in den flotten Zeiten die grossen Gewinne mit Vergnügen ein und können während der schlimmen Jahre ruhig einen eigentlichen Gewinn aus der Fabrik entbehren. Jedoch resultiren ihre Verluste zum überwiegenden Theile aus der Entwerthung ihrer Papiere; denn gerade sie sind es, welche selbst nach Krisen ihr Geschäft

verhältnissmässig mit dem grössten Nutzen fortbetreiben. Das folgt erstens aus ihren Absatzverbindungen; ihr Markt ist das ferne Ausland, welches für ihre Stapelartikel ein treuer Abnehmer bleibt; die Commissionshäuser, z. B. in Südamerika, besorgen das gewinnbringende Geschäft, und erst in den letzten Jahren haben sich auch kleinere Firmen mit schlechteren Fabrikaten hineingedrängt, welche in ihrer Noth um ein Absatzgebiet den Commissionshäusern sehr billige Angebote gemacht haben. Der zweite Vortheil der alten Firmen beruht auf ihren Zahlungsbedingungen: sie können Credit geben, ohne solchen zu verlangen; im Nothfall decken sie das Geschäft mit ihrem Privatvermögen. Bei so günstigen Verhältnissen gelingt es ihnen stets, für den überwiegenden Theil ihrer Produktion noch lohnenden Absatz zu finden, und der Rest geht dann noch so mit und wird mit seinem Verluste durch die Gewinne des Haupttheils gedeckt. Im Allgemeinen geniessen die alten und grossen Firmen nun die Früchte ihrer geschäftlichen Solidität und des Umfangs ihres Geschäfts, indem die traditionellen Bestellungen in ihren Händen bleiben. Sie sind es, welche den wesentlichsten und lohnendsten Bedarf nach glatten Stoffen decken, und daraus erklärt sich eine gewisse Schwerfälligkeit in ihrer Fabrikation, indem sie nicht zu anderen Artikeln übergehen, weil sie festen Absatz haben und in der Lage sind, gute Zeiten abzuwarten. Diese Firmen gelten, soweit ihre Theilhaber gerade nicht Actionäre nothleidender Industrien sind, welche ihren Absatz im Inlande finden, gewöhnlich als Freihändler.

Weit ungünstiger ist die Gruppe derjenigen Firmen gestellt, welche zwar ein sehr grosses Geschäft, aber mit fremdem Capitale betreiben. Diese vermögen sich durch ihre Handelsbeziehungen allerdings Absatz zu verschaffen, aber nicht, lange Credite zu geben, und können durch plötzliches Drängen ihrer Gläubiger in die Verlegenheit gesetzt werden, grosse Lagerbestände auf einmal, z. B. auf Auctionen, verkaufen zu müssen, wodurch sie sich den empfindlichsten Verlusten aussetzen. Noch schlimmer stehen die kleineren Häuser mit ähnlichen Creditverhältnissen und mit kleinem Fabrikbetriebe; sie haben weder den einen noch den andern Vorzug, und sie sind es, welche ernstlich unter der Krisis leiden; von ihnen ist eine Reihe Etablissements eingegangen. Ein solches Einstellen der Fabrikation fällt einer vierten Gruppe, welche einen kleinen, mehr hausindustriellen Betrieb führt, am leichtesten; hier haben die Unternehmer nur geringe Capitalanlagen, welche sie aufgeben müssen. Eine Reihe solcher arbeitsloser kleiner Geschäftsleute ist vorhanden; ein Unterkommen als Commis oder Werkführer zu finden, hält gegenwärtig schwer und ist auch gegen das Ehrgefühl des früher selbständigen Mannes.

Von grossem Einfluss auf die Lage der letzteren Gruppen ist das rheinische Creditwesen. Dasselbe hat die Entwicklung der Industrie ausserordentlich gefördert, indem es bis zu 20 Procent des Umsatzes Credit gewährt. Viele Fabrikanten hatten mit Hülfe dessen in der Zeit des Aufschwungs ihre Operationen über ihr Vermögen ausgedehnt und sind daher arg verschuldet; ihre Abnehmer sind es vielfach nicht minder und beanspruchen nicht nur den in Aachen üblichen Credit von sechs, sondern sogar in einzelnen Fällen von 18 Monaten. Dadurch wird jeder geregelte Geschäftsverkehr erschwert. Zunächst werden die Fabrikanten genöthigt, beim Einkauf der Rohstoffe längere Fristen für sich in Anspruch zu nehmen; das zwingt sie wiederum, sich an Zwischenhändler zu wenden, namentlich können sie die Wolle dort nicht einkaufen, wo sie am besten und billigsten ist. Die Banken ihrerseits, theils von ihren eigenen Gläubigern gedrängt, theils die Noth der Schuldner und die Gelegenheit, frühere Verluste wieder einzuholen, benutzend, theils in der Absicht, sich grössere Sicherheit zu verschaffen oder zweifelhafter Schuldner zu entledigen, theils um ihre Kunden, von denen sie merken, dass sie lohnende Wechsel anderweit billiger discountiren lassen, zu zwingen, diese Operationen bei ihnen selbst vorzunehmen, um so am Discountiren wie an den Provisionen zu verdienen, — legen den Fabrikanten erschwerende Bedingungen auf. So sollen beispielsweise statt 6 Procent bei einem Jahresumsatz von 100000 Mark, 7 Procent gefordert und die Bedingung auferlegt worden sein, 150000 M. mit dem Banquier umzuschlagen. Man hat mich versichert, dass mindestens 30 kleine Geschäftsleute in Aachen durch ein ähnliches Verfahren zu Grunde gerichtet worden sind, abgesehen von den geheimen Schäden, welche andere erlitten. Mit der Reichsbank können die kleineren Häuser nicht so leicht arbeiten, weil sie die erforderlichen Sicherheiten nicht zu bieten vermögen.

Der Wechsel der Mode hat jede Gruppe in verschiedenem Maasse betroffen. Die alten und grossen Firmen sind von demselben wenig berührt worden; sie decken noch heute den Haupttheil der auswärtigen Nachfrage nach glatten Stoffen. Um den Rest derselben entbrannte eine heftige Concurrenz im Inlande; jeder Fabrikant suchte seinen Antheil zu erbeuten, theils durch Drücken des Lohnes, theils durch Verschlechterung der Waare. Aber die Portionen genügten nicht; die Einen wurden auf den Weltmarkt hinausgedrängt und begannen in Konkurrenz mit den alten Firmen zu treten; die Andern sahen sich vor die Nothwendigkeit gestellt, der Fabrikation von Kammgarnstoffen sich zuzuwenden. Für die Kaufleute mit überwiegend hausindustriellem Betriebe war dieser Uebergang technisch unschwer zu vollziehen: sie brauchten nur eine

Jacquardvorrichtung im Werthe von 60 M. auf jeden Stuhl zu setzen; in geschäftlicher Hinsicht vermochten sie aber nicht sofort neue Verbindungen anzuknüpfen, der Mode zu folgen und sich neue Muster zu verschaffen; die meisten haben daher den Betrieb eingestellt. Bei den grösseren Fabrikanten traten zu den geschäftlichen Schwierigkeiten noch die technischen; das Anbringen einer Jacquardmaschine an einen mechanischen Stuhl kostet mindestens 300 M., und vor allem gerathen die gesammte Appretur, Spinnerei und andere Maschinen in Stillstand. Die pecuniär weniger gut gestellten Firmen konnten diese Schwierigkeiten nicht überwinden und haben ihren alten Betrieb entweder eingestellt oder führen ihn ohne erheblichen Gewinn weiter. Mehrere Häuser sind voll Energie, obwohl mit grossen Opfern, zur Fabrikation gemusterter Waaren übergegangen, und diejenigen, welche es zuerst thaten, haben auch lohnenden Gewinn gefunden; später hat sich derselbe bei zunehmender Konkurrenz sehr vermindert. Neu gegründete Fabriken sind gleich auf Kammgarnstoffe eingerichtet worden; alle haben sie aber mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Dazu kommt endlich noch die grosse Frage, ob jene Stoffe sich noch lange für die Männerbekleidung in der Mode halten werden.

Die Klagen über schlechte Zeiten sind ganz allgemein, obwohl jeder Einzelne persönlich in seinen Aeusserungen vorsichtig ist, um seinen Credit nicht zu verderben und den Banquier nicht noch rücksichtsloser zu machen. Die äussere Repräsentation bleibt daher vielfach dieselbe, und die Saison von 1877/78 soll sehr glänzend verlaufen sein. Aber die Wirkungen der Krisis treten auch äusserlich zu Tage. Der Uebermuth ist zurückgedämmt, das Geldprotzenthum drängt sich nicht mehr widerlich in den Vordergrund, und die Regierungsräthe, über deren Köpfe man hinweg sah, spielen wieder ihre Rolle. Die Rosskämme der Stadt gehen arbeitslos und können kaum die Hälfte der Luxusperde gegen früher verkaufen. Die Verluste kommen freilich in den Tabellen der Einschätzung zur Einkommensteuer nicht zum Vorschein. Die einkommensteuerpflichtige Bevölkerung bleibt sich fast gleich und schwankt zwischen 6.5—6.9 Procent der Gesamtbevölkerung; ja, sogar die höheren Klassensteuerstufen von 1200 bis 3000 Mark theilen dasselbe Schicksal; denn auch sie bewegen sich nur zwischen 12.1—13.9 Procent. Scheinbar hat sich die Anzahl der Einkommensteuerpflichtigen im Jahre 1876—77 von 1387 auf 1512 nicht unerheblich vermehrt, jedoch nur scheinbar; es liegt dies an einem veränderten Einschätzungsverfahren. Nach der früheren Praxis wurde das Einkommen sämmtlicher Familienglieder zusammengerechnet und das Einkommen der Haushaltung als einfaches Object versteuert; dadurch war aber

zahlreichen erwachsenen Söhnen, die noch zu Hause wohnten, die Möglichkeit genommen, gewisse politische Rechte auszuüben. In Folge der Entscheidung eines Gerichts wurden nun seit 1877/78 alle diese Personen auch selbständig veranlagt. Daraus folgte einerseits die Zerschlagung mehrerer grösserer Einkommen, andererseits die Zunahme der kleineren. Von jenen 125 neuen Steuerpflichtigen entfielen nur 12 auf die unterste Stufe von 3000—3600 M., dagegen 76 auf die zweite und 21 auf die dritte Stufe; es waren also vielfach Söhne reicher Familien, die ihr Einkommen mit 3600—4800 M. declarirt hatten. Jedoch muss man sich hüten, aus den Veranlagungen zur Einkommensteuer Schlüsse auf die unschädliche Wirkung der Krisis zu ziehen. Es ist ja allen Eingeweihten bekannt, dass z. B. in einer rheinischen Gegend, wo die Kommunalsteuerzuschläge so hoch sind, dass die Abgaben bei richtiger Bemessung 20 Procent des Einkommens beanspruchen würden, die Kommissare nur die Hälfte des wirklich ermittelten Einkommens als steuerpflichtig angeben. In Aachen vermag ich den Grad der früheren Ungenauigkeit nicht zu bestimmen; soviel ist jedenfalls sicher, dass auch hier viele der reichen Leute Steuerdefraudanten genug gewesen sind, um sich in niedrigere Stufen einschätzen zu lassen, und daher gegenwärtig keiner Zurücksetzung in eine tiefere Stufe bedürfen; ebenso sicher dürfte aber sein, dass in zahlreichen Fällen die gegenwärtige Veranlagung bis hart an die Grenze des wirklichen Einkommens heranreicht, und mehrere Kommissare, denen als Vertrauensmännern vielfach die Geschäftslage vorgetragen ist, versichern, dass häufig doch ganz erhebliche Verluste zu tragen sind. Aeusserlich tritt das weniger zu Tage; im Innern des Hauses zeigt sich aber die Einschränkung.

Von Glücksgewinnen der Fabrikanten ist beim gegenwärtigen Rückgange der Industrie keine Rede; einen Unternehmergewinn beziehen sie kaum mehr; selbst die Verzinsung ihres Geschäftskapitals ist vielfach schwer zu erreichen, und das Einkommen hat sich demnach in den meisten Fällen beträchtlich vermindert; einige Firmen haben Schulden machen müssen, und soweit Vermögen ausserhalb der Industrie angelegt waren, sind sie sogar vielfach verloren gegangen. Trotz allem dem lässt sich behaupten, dass im Durchschnitt die Fabrikanten mit Zähigkeit an ihrem Geschäftskapital festhalten und ihnen dies um so leichter gelingt, je älter und grösser ihre Firma ist. Wenn endlich normale Verhältnisse wiederkehren, werden sie mit grösserer Produktionskraft in die neue Epoche eintreten als vor der Glanzzeit; — die Arbeiter werden aber in ihrer Lage sich kaum gegen früher verbessert haben. Beide sind sie durch den Aufschwung der Industrie

viele Sprossen auf der Leiter des socialen und wirthschaftlichen Glücks emporgetragen worden: die Einen haben sich mit Zähigkeit an den Balken des Kapitals geklammert; die Andern sanken halt- und kraftlos wieder zu Boden. Der Vermögens- und Einkommensunterschied zwischen grossen und kleinen Fabrikanten, zwischen Fabrikanten- und Arbeiterstand ist verschärft worden. Das sind die Wirkungen der Krisis!
